Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 57 (1879)

Artikel: Die vier Schweizer-Regimenter in Diensten Napoleons I. : 1803-1814

Autor: Wieland, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006998

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vier Schweizer-Regimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.

Von

Dr. Carl Wieland.

57. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1879.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BASEL

Basel.
Buchdruckerei von Fr. Bürgin.
1879.

Inhaltsanzeige der frühern Neujahrsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

I. 1821. (Bernoulli, Dan.) Isaac Iselin.
II. 1822. (Burckhardt, Jac., Obersthelfer, später Antistes.) Der Auszug der Rauracher.
III. *1823. (Hanhart, Rudolf.) Basel wird eidsgenössisch. 1501.
IV. *1824. (Hagenbach, K. R.) Die Schlacht bei St. Jacob. 1444.
V. 1825. (Hagenbach, K. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
VI. 1826. (Hagenbach, K. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
VII. 1827. (Hagenbach, K. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
VIII. *1828. (Hagenbach, K. R.) Scheik Ibrahim, Johann Ludwig Burckhardt aus Basel.
IX. 1829. (Hagenbach, K. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
X. 1830. (Hagenbach, K. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
XI. 1831. (Hagenbach, K. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
XII. 1832. (Burckhardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
XIII. 1835. (Burckhardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
XIV. 1836. (Burckhardt, A.) Das Leben Thomas Plater's.
XV. 1837. (Burckhardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
XVI. *1838. (Burckhardt, A.) Das Karthäuser Kloster in Basel.
XVII. 1839. (Burckhardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahr 1594.
XVIII. 1840. (Burckhardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
XX. 1842. (Burckhardt, A.) Hans Holbein der jüngere von Basel.
XXI. *1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jacob.
XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jacob an der Birs.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

XXIII. *1845. (Fechter, D. A.) Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
XXIV. 1846. (Burckhardt, Jac., Professor.) Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
XXVI. 1848. (Burckhardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burckhardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.

Anmerkung. Alle die mit * bezeichneten Jahrgänge sind vergriffen.

S. Baur. Lith. J.J. Hofer, Zürich.

DIE SCHWEIZER DECKEN DEN RÜCKZUG ÜBER DIE DÜNA, 20. Octob. 1812.

Die
vier Schweizer-Regimenter
in
Diensten Napoleons I.
1803—1814.

Von

Dr. Carl Wieland.

57. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen.

1879.

1879. I.

Basel.
Buchdruckerei von Fr. Bürgin.
1878.

DIE SCHWEIZER DECKEN DEN RÜCKZUG ÜBER DIE DÜNA. 26. Octob. 1812.

Das letztjährige Neujahrsblatt hat mehrfach des Truppenkorps erwähnt, welches die Schweiz während der Herrschaft Napoleons I. zu dessen Heeren hat stellen müssen. Im Anschlusse hieran sollen dießmal, um diese Periode unserer vaterländischen Geschichte zum Abschlusse zu bringen, die Schicksale desselben etwas ausführlicher besprochen werden. Nothwendiger Weise wird diese Erzählung etwas lückenhaft sein und sich darauf beschränken müssen, namentlich den einen Feldzug, an welchem die Schweizer unter französischen Fahnen Theil genommen, denjenigen von 1812 gegen Rußland, zu besprechen; denn der Raum würde bei weitem nicht hinreichen, wollten wir aller der Schlachten und Kämpfe zur See und auf dem Festlande erwähnen, in welchen dieselben mitgefochten.

Unwillkührlich fiel uns bei der Zusammenstellung der Thaten dieser Männer ein Wort des geschichtskundigen Pater Gallus Morell von Einsiedeln ein. Am Offiziersfeste in Schwyz war der Banketsaal mit den Namen der bedeutendsten durch die Schweizer erfochtenen Siege geziert; unter jedem stand ein treffender Spruch aus der geistreichen Feder dieses Mannes. Zuletzt prangte das Wort: „Europa" und darunter die Inschrift:

So könnt Ihr wohl das Schlachtfeld taufen,
Wo Schweizer auf der Fürsten Bitten
Um Gold für ihre Throne stritten.
Was Ihr auch denkt von diesem Kaufen,
Es blieb doch stets ihr Eigenthum
Die Kraft, der Muth, das Heldenthum.

Als Napoleon sich der Herrschaft Frankreichs bemächtigte, fand er einige aus Schweizern gebildete Bataillone in französischen Diensten stehend vor: es waren die Ueberreste der sechs Halbbrigaden, der sog. Auxiliarbrigaden, deren Werbung laut Vertrag vom November 1798 die helvetische Regierung dem französischen Directorium hatte zugestehen müssen. Die Stärke dieses Korps war auf 17,000 Mann festgesetzt worden; doch da es den Franzosen damals an Geld gebrach, um die Werbungen zu betreiben, und anderseits der Dienst unter denselben, die durch unerhörte Bedrückungen im Lande sich verhaßt machten, wenig ansprach, erreichte dasselbe nie diese Zahl. In der Folge mußten die sechs Halbbrigaden auf drei reduciert werden. Die französische Regierung hatte trotz den ausdrücklichen Bedingungen der Capitu-

lation mehrere Abtheilungen dieser Truppe zu dem Dienste in den westindischen Colonien verwendet. Ein Bataillon war zum Kampfe gegen die aufständischen Neger auf St. Domingo beordert und dort vollständig aufgerieben worden; von den 840 Mann, aus welchen es bestand, wurden 700 theils durch die feindlichen Kugeln, namentlich aber durch das gelbe Fieber dahingerafft, die übrigen giengen auf der Rückreise durch Schiffbruch zu Grunde; von allen kehrten bloß sieben Mann, worunter drei Offiziere, nach Hause. Eine andere Abtheilung mußte Dienste auf der Marine leisten und nahm an der Seeschlacht bei Trafalgar Theil; es soll ein Schweizer Schütze gewesen sein, der hier dem berühmten englischen Admirale Nelson die tödtliche Kugel sandte.

Napoleon seinerseits überband mit der Vermittlungsacte in einem gesonderten Vertrage der Schweiz die Verpflichtung, ihm 16,000 Mann, freiwillig geworben, zu stellen. Es war zwar dem ganzen Verhältnisse der Anstrich einer freiwilligen Leistung gegeben worden; allein bald zeigte Napoleon, daß seine Absicht nicht gewesen, es dem guten Willen der Schweizer zu überlassen, ob sie sich wollten anwerben lassen oder nicht. Er legte Werth darauf, ein starkes Contingent Schweizer zu seinen Heeren stoßen zu sehen, da er ihre kriegerischen Tugenden, namentlich ihre Treue, Zuverläßigkeit und Mannszucht schätzte; mit scharfen und herben Worten, selbst mit Drohungen wußte er daher die Regierungen der Schweiz zu veranlaßen, die Werbungen zu seinem Korps auf jede Weise zu fördern, fast zur eigenen Sache zu machen, um dessen Zahl annähernd auf der festgesetzten Stärke zu erhalten. Man darf wohl sagen, daß diejenigen, welche damals sich halb freiwillig, halb gezwungen haben anwerben lassen, der Schweiz einen wahren Dienst erwiesen haben: denn der Kaiser hatte manchmal mit der Einführung der Conscription gedroht, wenn die Lücken, welche durch die beständigen Kämpfe gerissen wurden, sich nicht so rasch wieder ausfüllten, wie er verlangte.

Sofort nach dem Abschlusse dieser sog. Capitulation begann man mit der Organisation des ersten Regiments. Es wurde gebildet aus den Trümmern jener Auxiliarhalbbrigaden, aus der stehenden Truppe der helvetischen Regierung, der sog. helvetischen Legion, und aus den Trümmern der für das Königreich Sardinien einst angeworbenen Schweizer, welche Frankreich nach dessen Auflösung in seine Dienste genommen hatte; im Ganzen aus den Ueberlebenden von 32 Bataillonen. Es mag dieß einen Maßstab liefern für den Verbrauch an Menschen, welchen jene Kriege zur Folge hatten. Die Stärke des Regimentes betrug Juli 1805 4200 Mann in vier Bataillone und eine Artillerieabtheilung eingetheilt. Diese letztere, vom Regimente detachiert, wurde zur Vertheidigung der französischen Nordküste verwendet. Sie hatte dort Gelegenheit, den Engländern gegenüber Proben schweizerischer Kaltblütigkeit abzulegen: unter Lieutenant Kuenzli (dem Vater des ältern Baslern wohl noch in Erinnerung stehenden Lieut. Kuenzli der Standestruppe) hielt eine Strandbatterie das Feuer eines überlegenen englischen Kriegsschiffes mehrere Stunden lang aus und zwang dasselbe schließlich, schwer beschädigt, den Rückzug anzutreten.

Als Uniform erhielt das ganze schweizerische Korps den rothen Uniformrock (Frack),

das erste Regiment mit gelben, das zweite mit dunkelblauen, das dritte mit schwarzen, das vierte mit himmelblauen Aufschlägen. Von dieser Uniform her hieß die Truppe im Volksmunde: „die rothen Schweizer". Die bunten Farben waren damals bei den Armeen weniger verpönt, als dieß jetzt der Fall ist; trug doch das Neuenburger Bataillon unter dem Fürsten Marschall Berthier gelbe Fräcke.

Das dritte und vierte Bataillon in Italien.

Bald nach ihrer Formation hatten das dritte und vierte Bataillon kriegerische Verwendung in Italien gefunden. Das dritte, welches in Gewaltmärschen von Rochefort nach Ober-Italien geeilt war, mußte in den Apenninen gegen die aufständischen Bauern kämpfen. Ueber diesen Dienst schreibt ein Zürcher Offizier: „Wir entwaffnen das ganze Land, verbrannten vor „einigen Tagen ein großes Dorf, dessen Mauern wir morgen niederreißen werden, um es „dem Boden gleich zu machen. Täglich richtet eine Militärcommission die Verhafteten, wo „dann die Meisten erschossen werden. Sonst hält man die schärfste Disciplin und ein Soldat, „der nur eines Sous groß genommen zu haben überwiesen würde, bekäme richtig eine Kugel „vor den Kopf. Aber niemals habe ich so viel Mühe gehabt, als jetzt. Täglich, und was mehr ist, „fast alle Nächte sind wir auf dem Marsche über Berge, wo nie ein Weg oder ähnliches gewesen „ist. An Betten ist fast nicht zu denken und Branntwein ist unser einziges Labsal gewesen."

Nach Niederdrückung dieses Aufstandes marschierte das Bataillon nach dem Süden, um in den Abruzzen die sog. Briganten zu bekämpfen, d. h. die in regellosen Haufen und Banden ihr Vaterland gegen die fremden Eindringlinge vertheidigenden Bauern. Der nämliche Offizier berichtet über diese Gefechte: „In den Zeitungen wird viel von den Gräueln, die „gegen uns und von uns verübt worden sind, berichtet worden sein, aber zu viel kann Ihnen „Niemand gesagt haben. Mir stehen noch jetzt die Haare zu Berge, wenn ich nur daran „denke. Man hat gewiß die Märtyrer im Anfange der Christenheit nicht so grausam behandelt, „wie man die Gefangenen behandelt hat; wenn man die verstümmelten Leichname seiner „Kameraden gesehen, wäre eher die Welt eingestürzt, als daß wir Pardon gegeben hätten."

Das vierte Bataillon, welches in dem Gefechte bei Castelfranco gegen die Oesterreicher November 1805 mit Auszeichnung gefochten hatte, war ebenfalls gegen Neapel dirigiert worden, wo es im März 1806 den Joseph Bonaparte als König von Napoleons Gnaden einsetzen half. Im Juli 1806, als die Engländer in Calabrien landeten und in dem Gefechte bei Maida die Franzosen schlugen, deckte dieses Bataillon deren Rückzug mit vieler Aufopferung und Hartnäckigkeit. Leider mußten in diesem Treffen Schweizer gegen Schweizer fechten; in dem englischen Korps standen zwei Compagnien des Regimentes Wattenwyl, welches aus den Ueberresten der zum Kampfe gegen die Franzosen 1798 gesammelten Legion Roverea gebildet war.

Das erste Regiment in Neapel.

Napoleon, von dem guten Verhalten der Schweizer unterrichtet, stellte seinem Bruder Joseph das ganze Regiment zur Verfügung mit den Worten: „Schweizer, so viel Sie wollen, das sind gute Leute, die werden Sie nicht verrathen." Es wurden daher in der Folge auch das erste und zweite Bataillon, welche bisher auf den Inseln Elba und Korsika stationiert

gewesen, nach Neapel beordert. Auf seinem Marsche von Livorno nach Neapel waren dem ersten Bataillon einige Rasttage in Rom vergönnt gewesen. Leider benützten sie die Soldaten zu keiner ganz edeln Speculation. Eifrige Priester stellten in unglücklicher Weise Bekehrungsversuche an den alten Schnurrbärten an und versprachen Jedem, welcher der Ketzerei abschwören würde, Fr. 50; zum grösten Aerger der Offiziere ergriff Mancher die Gelegenheit, um durch mehrmaliges Abschwören den leeren Geldbeutel mit Fr. 100 bis Fr. 150 zu spicken.

Bis Ende 1811 verblieb zum Schutze der Napoleonischen Könige das Regiment in Neapel, theils mit der Bewachung der Hauptstadt betraut, theils zu Streifzügen durch die Gebirge verwendet, wo die anfänglich zur Vertheidigung des Landes aufgetriebenen Banden zu eigentlichen Räuberhorden ausgeartet waren, theils mit der Vertheidigung der Küsten gegen die englischen Angriffe beschäftigt. Zwei Compagnien desselben zeichneten sich rühmlich aus bei der Einnahme der Insel Capri.

Organisation der anderen Regimenter.

Inzwischen war die Organisation der drei andern Regimenter mit Eifer betrieben worden, das zweite unter Oberst Castella von Freiburg, das dritte unter Oberst Mai von Bern und das vierte unter Oberst Perrier von Stäffis. Bei Besetzung der Offiziersstellen wurde Seitens der französischen Regierung sehr auf Söhne angesehener Familien gesehen. Rastlos wurde an der Ausbildung dieser Truppen gearbeitet, trotzdem, daß damals 1807 alle Welt im Frieden zu liegen schien. Es gieng zu jener Zeit, wie jetzt. Je mehr Friedensabschlüsse erfolgten, um so eifriger wurden allerorts Truppen organisiert, einexerziert, manövriert und wurde für den Krieg gerüstet. Die Offiziere des zweiten Regimentes, welches in Toulon lag, hatten Morgens 3 Uhr Theorie, von 5—8 Uhr Exercieren mit der Truppe. Nach dem Frühstücke mußten sie die Parade besuchen, die um 9 Uhr begann. Um 3 Uhr Nachmittags war wieder Theorie und von 5—8 Uhr Abends Exercieren mit der Truppe.

Krieg in Spanien.

Bald wies ihnen Napoleon den Bestimmungsort an. Es galt einen Lieblingswunsch französischer Regenten, den alten Plan Ludwigs XIV. durchzuführen und Spanien zu einem französischen Unterthanenlande zu machen. Der dortige schwache König Carl IV. hatte sich anfänglich mit ihm verbinden und gestatten müssen, daß eine starke französische Armee in Spanien einmarschiere, um in Verbindung mit den spanischen Truppen Portugal zu erobern. Sobald als die französischen Heere vollständig das Land überzogen hatten, lockte Napoleon den König und den Kronprinzen Ferdinand nach Bayonne und ließ sie gefangen nehmen. Die Krone Spaniens übertrug er seinem Bruder Joseph, den er, wie wenn es sich um das Kommando eines Regimentes handelte, von Neapel abkommandierte.

Der spanische Nationalstolz fand sich hiedurch in gerechter Weise verletzt; es gährte lange in dem Lande, bis 2. Mai 1808 die Abführung der letzten Glieder der königlichen Familie aus Madrid einen Aufstand hervorrief, der rasch zur lichten Flamme aufloderte und ganz Spanien zum erbittertsten Kampfe gegen die Franzosen begeisterte.

Die Schicksale der „rothen Schweizer" des zweiten, dritten und vierten Regimentes sind nun während mehreren Jahren mit dem an Wechselfällen aller Art reichen Kriege verknüpft, der

von 1808 bis 1814 die pyrenäische Halbinsel verwüstete. Sobald ein Bataillon genügend vorbereitet schien, wurde es zu der dort kämpfenden Armee gesandt. Selten waren aber mehrere schweizerische Abtheilungen in einem Korps vereinigt, meistens wurden sie mit anderen französischen Truppen vermischt; es würde daher zu vielen Raum in Anspruch nehmen, wollten wir die Geschichte der einzelnen Bataillone hier erzählen. Wir müssen uns darauf beschränken, einzelne Züge hervorzuheben.

Einige Bataillone hatten schon 1807 vor Ausbruch des Krieges nach Spanien marschieren müssen, unter anderem das erste vom zweiten Regiment, dem Oberlieutenant Wieland von Basel angehörte. Welche Stimmung in dem Offizierskorps jener Truppe herrschte, mag folgender Auszug aus seinem Tagebuch beweisen:

„Mitten in dieses Garnisonsleben platzte nun die Nachricht, daß wir nach Spanien „müßten. Ich lag schon im Bett, als mich meine Kameraden weckten. Ich begab mich sofort „zum Major C., der die Nachricht gebracht hatte. Von ihm erfuhr ich, daß ich in Toulon „bleiben sollte, um das Kommando der Grenadierkompagnie zu übernehmen, daß nur das „erste Bataillon Marschbefehl habe und daß es schleunigst aus den Offizieren und der Mann„schaft des dritten und vierten Bataillons ergänzt werden solle. Was, ich! ich sollte in „Toulon bleiben, in der Garnison zurück! während meine Kameraden sich auszeichnen konn„ten! Der Gedanke war mir geradezu unerträglich. Ich bat um Urlaub, um zum Obersten „nach Marseille zu gehen. Ich kam dort an, entwickle meine ganze Beredtsamkeit und be„schwöre ihn, mich mitmarschieren zu lassen. Gerührt von meiner brennenden Begierde, „mich auszuzeichnen, verspricht er mir, mich statt eines andern Offiziers, den der Durst nach „Lorbeeren weniger quält, absenden zu wollen. So wurde ich in eine Centrumkompagnie „versetzt; mein Hauptmann war ein Herr Ruedi, die beste Seele der Welt, aber kaum „geeignet, mich in die Geheimnisse der Kriegswissenschaft einzuweihen. Das Bataillon wurde „von Oberst v. Castella und von Oberstlieut. v. Castelberg geführt und zählte 1250 Mann. „Wir marschierten über Aix, Nimes, Montpellier, Toulouse und Tarbes nach Bayonne; „der Weg war sehr interessant. Das Languedoc ist ein herrliches Land, für die Soldaten „ein wahres Paradies; wir lebten wie Millionäre; für 40 Sous hatten wir Tafeln, die „unter der Last der Gerichte zusammenbrachen, das feinste Geflügel, der beste Wein à dis„cretion; die Gourmands von Toulon wissen von diesem Marsche zu erzählen. Einen Monat „lang waren wir unterwegs."

Ganz anders sah es in Spanien aus, noch ehe der Krieg begonnen. Von Castilien entwirft Wieland folgende Schilderung: „Welch häßliches Land — dieses Castilien! — weite „öde Hochebenen ohne Kultur; elende Hütten aus Lehm gebaut; verlumpte, schmutzige Be„wohner, dabei eckelhaft stolz — das ist das Bild Castiliens. In der That giebt es nichts „Lächerlicheres, als dieser castilianische Hochmuth. Schaut einmal den Hidalgo an, drapirt „in seinem abgeschabenen Mantel, die Papiercigarre im Mund; er hat mit einer Handvoll „Kraut dinirt; er ist arm wie eine Kirchenmaus, aber stolz wie ein König. Bewundert dort

„die Unterhaltungen jener adeligen Familie; sie lungert in der Sonne und jagt die kleinen „Geschöpfe, die zu Tausenden auf ihren Köpfen herumhüpfen; sie schaut den Fremden ver„achtungsvoll an — sie verhungert eher, als daß sie arbeiten möchte."

Besser behagte der Aufenthalt in Neu-Castilien, namentlich als das Bataillon im alten Königsschlosse, dem Escurial lag, in dessen Wildpark die Soldaten der Jagd obliegen konnten, so daß „die Ordinäri von Wildpret strotzten".

Nach einem angestrengten Marsche durch die aufständische Bevölkerung der reichen Provinz Valencia war das Bataillon nach Madrid zurückbeordert worden, wo es am Einzuge des neuen Königs Theil nahm. „Kanonendonner und Glockengeläute empfiengen ihn, einiges „Geld wurde unter das Volk geworfen, Abends brannten einige Lämpchen, um eine Illumi„nation vorzustellen. Alles war ziemlich gering, nur wir waren glücklich, in eine große Stadt „zurückkehren zu können mit reichen Ressourcen. Zwei Monate Sold, die Ersparnisse der „Märsche, giengen in acht Tagen in den Wind; leider brannten einige Reservefüchse mit „durch. Wir vergaßen aber damit das Elend, das hinter uns lag, und das Elend, das uns „in der Zukunft vorbehalten. Bei der Proclamierung des neuen Königreiches kommandierte „ich ein 200 Mann starkes Detachement unseres Regimentes, das die Ordnung aufrecht „erhalten und die Herolde schützen sollte. Die ganze Geschichte war lächerlich und traurig. „Das Volk antwortete mit: „Viva Ferdinando," raffte aber gierig das Geld zusammen, das „die Herolde auswarfen."

Die Soldaten waren bald bereit, alles Unheil, welches ihnen widerfuhr, den Priestern zur Last zu legen; es fehlte ihnen — und wer möchte es ihnen verargen — an dem Verständniß, daß ein kräftiges Nationalgefühl die Spanier beseele. Nach Wielands Ansicht hätte der Krieg ohne die Mönche diese Ausdehnung nicht erhalten: „Wer in Spanien reist, weiß „nicht, was er mehr bewundern soll, die Dummheit eines armen, in Elend und Schmutz „lebenden Volkes, das sein letztes Ei den pfiffigen Mönchen giebt, welche es täuschen und es „in der Unwissenheit und Fanatismus niederhalten — oder die Schlauheit, mit der diese „heiligen Herren das Volk regieren und mit ihm machen, was sie wollen. Sie setzen den „König ab, wenn er ihnen nicht gefällt, und hätten wir ihnen geschmeichelt, hätten wir sie „zu gewinnen gewußt — ich bin überzeugt, wir wären Herren von Spanien geblieben. Es „giebt in diesem Lande aller Arten von Mönche: weiße, braune, graue, blaue, schwarze — „mit Sandalen und baarfußig — bärtig und geschoren, aber alle gleich schlecht, gleich un„wissend, schmutzig, grausam — aber auch gut genährt und rund. Die Nönnlein will ich „von diesem harten Urtheil ausnehmen, die sind in frühester Jugend in die Klöster gesperrt „worden, sei es aus Geiz, sei es aus Vorurtheil. Manche dankte uns, wenn wir sie aus „ihrer Knechtschaft befreiten."

Zu diesem milden Urtheile über die Frauenklöster mag ihn wohl ein „charmantes Abentheuer" bestimmt haben, das ihm und einem andern Offizier beim Aufsuchen von Lebensmitteln begegnete. „Zwei Stunden vom Lager stand ein kleines Nonnenkloster; wir kamen

„an dessen Pforte an, als drei bis vier Nönnchen, von denen zwei jung und schön, uns „flehend aufforderten, wir sollten sie vor der Wuth der Soldaten retten. Abgesessen — Säbel „raus; wir drangen hinein und jagten die Plünderer mit flachen Hieben durch die Gärten. „Nun wurden wir als Retter empfangen und mit Confituren und süßem Wein bewirthet. „Seit diesem Tage wiederholten wir unsere Besuche so oft als möglich und stets waren wir „willkommen."

Es schien überhaupt das Loos der Schweizer zu sein, unglückliche Frauen zu trösten. Von Puente d'Eruna, einem „hübschen, kleinen Neste, dessen Bewohner sehr zuvorkommend waren", aber „grimmig Angst vor ihnen zu haben schienen", berichtet er: „Wir drei Haupt„leute hatten zusammen ein Quartier erhalten; wie ich in das Haus trat, warf sich eine „junge allerliebste Frau zu meinen Füßen und bat in den beweglichsten Tönen um ihr Leben. „Ich gestand ihr meine menschlichen Gefühle und meine tiefe Hochachtung vor dem schönen „Geschlecht, und so gelang es mir, sie und ihre Kinder zu beruhigen. Der Lohn dafür war „ein feines Souper des Abends und ein lebhaftes Bedauern des Morgens beim Abschied."

Weniger freundlich war ein Abschied, der ihnen einige Monate früher geworden war: „Ich kam mit zwei Kameraden zu einem Pfaffen, der uns jede Erfrischung verweigerte. „Nachdem meine Geduld erschöpft war, ließ ich durch die Soldaten das Haus ein wenig „untersuchen. Der Pfarrer behauptete nun einen Sauvegardepaß zu besitzen, der ihm von „einem französischen Offizier gegeben worden sei. Er brachte das Papier. Allein wie lachten „wir, als wir Folgendes lasen:

„„An die französischen Offiziere, welche das Unglück haben, beim Herrn Pfarrer . . . . „„logiert zu sein! Ich beklage von ganzem Herzen alle, welche das Unglück haben, in dieser „„elenden Baracke einquartiert zu sein; denn der Pfaffe ist der ärgste Ostgothe, der je die „„Soutane getragen. Indessen bemerke ich Ihnen als guter Kamerade, daß, insofern der „„Herr Pfarrer allzu stettig ist, 20 Bocksschläuche voll guten Weines hinter einer vermauerten „„Pforte im Hofe links beim Eingang sich befinden. Ebenso finden sich da noch andere „„Lebensmittel. Gebt den Wisch dem Herrn Pfarrer wieder zurück, damit er auch andere „„Kameraden auf den richtigen Weg führen möge. Ich habe die Ehre ꝛc.""

„Der Wink wurde verstanden, der Wein gefunden; wir verließen am andern Tag „seelenvergnügt die Baracke, aber schwerlich begleitet von den Segenswünschen des Herrn „Pfarrers."

In den, überhaupt spärlichen, Aufzeichnungen schweizerischer Soldaten aus dem Kriege in Spanien werden uns aber wenige solcher heiteren oder gemüthlichen Ereignisse berichtet; es gehörte auch ein frisches und tüchtiges Soldatenblut dazu, um ihrer trotz all den Scenen wilden und grausamen Kampfes, die zu bestehen waren, sich zu erinnern. Der Krieg trug den Charakter eines Volkskrieges, wie die Weltgeschichte seit Jahrhunderten keinen gesehen. Alle Leidenschaften wurden aufgeregt, und alle Geschlechter, alle Klassen fast der ganzen

Bevölkerung, vom unmündigen Knaben bis zum Greisen, nahmen Theil daran, suchten, Jedes nach seinem Vermögen und seinen Kräften, dem Feinde Schaden zuzufügen, bald durch offenen Kampf, bald durch Gift oder Dolch. Die französischen Armeen waren auf ihren Märschen ringsum von Feinden umgeben, die jede, auch die geringste Gelegenheit ausspähten, um ihnen, wenn auch bloß durch Niedermetzelung von zurückbleibenden Soldaten, Schaden zuzufügen. Oft marschierten die französischen Colonnen Stunden lange, ohne daß irgend ein Landesbewohner, als etwa eine alte Frau, mit Stricken beschäftigt, oder ein sein Vieh hütender Hirte wäre erblickt worden, und doch, wenn Abends das Bivouac von der ermüdeten Truppe sollte bezogen werden, waren alle Umgebungen von bewaffneten Bauern besetzt, denen der Ruheplatz mußte abgerungen werden. Wieland schildert uns einen solchen mehrtägigen Zug:

„Die Hitze war während des Marsches fast unerträglich; das wenige Wasser, das „wir fanden, war schlecht und ungenießbar und erzeugte Krankheiten. Die angestrengten „Märsche erschöpften unsere Kräfte; die kalten Nächte waren in den Bivouacs sehr empfindlich. „Mehrere Soldaten erschossen sich, um ihre Leiden zu enden, andere starben am Wege. Ob„schon wir keinen Feind bis St. Clemente sahen, war doch das ganze Land im Aufstand „und jeder Soldat, der sich nur eine Viertelstunde von der Colonne entfernte, wurde nieder„gemetzelt durch die Bauern, die uns stets auf kurze Distanz folgten und sich geschickt im „Korn und in den Olivenwäldchen deckten. Es ist mir unmöglich, alle die Gräuel zu schildern, „welche die Spanier täglich an einzelnen Nachzüglern, an Kranken und zurückgebliebenen „Verwundeten ausübten. Ich will jedoch hier erzählen, wie sich ein Sergeant meiner Kom„pagnie rächte. Während des Marsches nöthigte ihn ein natürliches Bedürfniß zurückzubleiben; „wie er wieder zur Colonne kömmt, bemerkt er, daß er seine Uhr dort gelassen; er bittet „einen Soldaten, dieselbe zu suchen. Unterdessen kommen wir im Bivouac an und der aus„gesandte Bursche ist nicht zurückgekehrt. Der Sergeant, beunruhigt über sein Schicksal, „verlangt die Erlaubniß, mit sechs Mann ihn aufzusuchen. Er geht ab und findet an dem „bezeichneten Ort acht Bauern um den Leichnam des Armen; sie hatten ihn ermordet. Drei „der Bauern können sich retten, fünf werden eingefangen. Er läßt sie niederknieen und vier „erschießen, einen nach dem andern, den fünften jagt er mit Fußtritten und Kolbenstößen „fort, damit er seinen Landsleuten erzählen solle, wie sich die Franzosen rächten. So wurde „dieser Krieg geführt."

Und über den Rückzug von Madrid nach Burgos berichtet er: „Der König ließ uns „Revue passieren und bezeugte seine Zufriedenheit; das Compliment war wohl verdient; denn „es war rein unmöglich, dümmer uns zu führen, als geschehen. Nirgends waren Lebens„mittel gesichert, der Feind war auf unserer Ferse, das Land im Aufstand; unsere Nachzügler „wurden ermordet; natürlich rächten sich unsere Soldaten; Alles wurde zerstört, die Häuser, „die Ernten verbrannt, die Heerden, der Reichthum dieser Gegend, geschlachtet. In einem „einzigen Dorf wurden bei 10,000 Schafe erwürgt. Unsere Pferde fielen zu Dutzenden, da „jedes Futter mangelte; große Munitionsparks wurden in die Luft gesprengt, da die Trans-

„portmittel mangelten. Der Anblick war furchtbar prächtig; allein er rief nur neue Un-
„ordnungen in unserer Armee hervor."

Von diesen Zügellosigkeiten berichtet das Tagebuch folgendes Stück nach der Einnahme von Burgos, welche Stadt der Plünderung war preisgegeben worden: „Während den Gräueln „der Nacht gieng ich mit meinem Lieutenant L. durch die Straßen. Vor einem Palast sah „ich zwei Schildwachen; gleichzeitig hörte ich aber drinnen gellendes Geschrei nach Hülfe; ich „erkannte weibliche Stimmen. Wer logiert hier? frug ich die Schildwache. Der Divisions-„general H., antwortete sie. Das Geschrei verdoppelte sich, wir drangen in das Haus, „trotzdem daß die Wache uns den Eintritt verwehren wollte. Was fanden wir? Ein paar „Hallunken von Soldaten hatten, um ungestörter plündern zu können, ein paar ihrer Helfers-„helfer als Schildwachen an die Thüre placiert; eben wollten sie ein paar Frauen Gewalt „anthun; wir verjagten die Unholde mit Säbelhieben und retteten die armen Geschöpfe aus „ihren Händen. Sie baten uns kniefällig, bei ihnen Quartier zu nehmen, um auch ferner „geschützt zu bleiben."

Capitulation bei Baylen.

Gleich Anfangs des Krieges hatte ein schwerer Unfall die französische Armee betroffen und nicht wenig dazu beigetragen, den Muth der Spanier zu entflammen; in der Sierra Morena bei Baylen hatte im Juli 1808 das Korps von General Dupont, in welchem ein Bataillon vom zweiten und eines vom dritten Schweizerregimente standen, nach einem fruchtlosen Angriffe auf die von General Reding von Schwyz befehligten Spanier, die Waffen strecken müssen. Etwa 17,000 Mann wurden die Gefangenen der Spanier. Dupont war namentlich durch die Erschöpfung der Truppen veranlaßt worden, diese Capitulation abzuschließen; unter der Gluth des südlichen Himmels in einer ziemlich wasserarmen Gegend, vom Durste gequält, hatten sie fast jeden Trunk Wassers aus den seitwärts gelegenen Quellen mit Blut bezahlen müssen. Auch in diesem Gefechte fochten Schweizer gegen Schweizer. Als das Bataillon Christen vom vierten Regimente gegen eine von einer feindlichen Truppe besetzte Anhöhe trotz heftigem Feuer derselben anstürmte, wurde es plötzlich mit dem Zurufe begrüßt: „Wir sind auch Schweizer, wir wollen nicht gegen einander schlagen." Es waren Soldaten des schweizerischen Regimentes Alt-Reding in spanischen Diensten, dessen Anführer zufälliger Weise auch Christen hieß. Man vereinigte sich dahin, den Ausgang des Gefechtes abwarten und einstweilen nicht gegen einander fechten zu wollen; aber durch ein nicht ganz aufgeklärtes Mißverständniß kamen sie schließlich doch an einander, bis die Capitulation dem Kampfe ein Ende machte. Das Loos der gefangenen Schweizer war ein entsetzliches. Auf dem Transporte nach Ximena und Cadix wurden sie mehrmals von der wüthenden Bevölkerung angefallen und einzelne Unglückliche trotz der bedeckenden Wache niedergemetzelt. In dem Hafen von Cadix hatten sie auf den sog. Pontons, abgetackelten Kriegsschiffen, eine lange Gefangenschaft neben zahllosen Entbehrungen, Kränkungen und Mißhandlungen zu erdulden, bis endlich im Mai 1810 die Belagerung dieser Stadt durch die Franzosen ihre Befreiung ermöglichte.

Glücklicher waren die beiden Bataillone Felber vom vierten und Laharpe vom zweiten

Regimente, welche in der unter Junot stehenden Armee in Portugal sich befanden und nach der Schlacht bei Vimiera im August 1808 in die mit den Engländern vereinbarte Capitulation eingeschlossen wurden. Gemäß derselben hatte die französische Armee Portugal zu räumen und wurde mit Waffen und Gepäck auf englischen Schiffen nach Frankreich gebracht. Aber sofort bei ihrer Ausschiffung traf sie der Befehl Napoleons, unverzüglich wieder nach Spanien zurückzukehren, um die Scharte auszuwetzen.

Inzwischen hatte Napoleon einige weitere Armeekorps nach Spanien abgesandt und war, was fast ebensoviel galt, in Person auf den Kriegsschauplatz geeilt, um die Fehler seiner Generale wieder gut zu machen. Am 12. November inspizierte er in Burgos das erste Bataillon des zweiten Regimentes unter Oberst Castella und das Bataillon Graffenried des dritten Regimentes. Die Ankündigung, daß der Kaiser das Regiment mustern werde, wirkte jedesmal wie ein electrischer Schlag auf die Geister und gab den Offizieren allerlei zu denken. Er pflegte, durch die Reihen schreitend, bei dem einen oder andern Manne still zu halten und allerhand Fragen zu stellen, ob er zufrieden sei, ob er alles erhalten, was ihm gebühre; ja nicht selten verlangte er des Soldaten Soldbüchlein zu sehen, um sich zu vergewissern, daß alles gehörig nachgeführt sei. Der französische Soldat scheute sich nicht, das Maul zu brauchen, sich über erlittenes Unrecht zu beschweren und über seinen Hauptmann den Zorn und das Gericht des Kaisers ergehen zu lassen. Die Schweizer hingegen, wenn der Hauptmann vorher etwas freundlich gewesen und ihnen nun einen wehmüthigen Blick zuwarf, schwiegen still. „Unsere Soldaten," sagte Salomon Hirzel bei einem solchen Anlaße, „sind denn doch gute Kerls." Aber auch mit einem reinen Gewissen scheute sich mancher Offizier, von dem gewaltigen Manne angeredet zu werden, aus Besorgniß, zu stocken, etwas Ungeschicktes zu sagen und als Antwort aus dem kaiserlichen Munde eines der ihm sehr geläufigen, nach der Wachtstube riechenden Complimente empfangen zu müssen, die dann Zeitlebens an dem Unglücklichen haften blieben.

Revue vor dem Kaiser.

Dießmal gieng die Inspection gut vorüber. Der Kaiser war sehr freundlich, sprach mit allen Hauptleuten und vielen Unteroffizieren und Soldaten. Nach ihm erschien Marschall Lannes, der General-Oberst der Schweizer, welcher mit großer Genauigkeit nach ihren Verhältnissen sich erkundigte. Sofort nach der Revue marschierten die Bataillone von Burgos ab. „Dieser Nachtmarsch," schreibt Wieland, „war einzig in seiner Art. Unsere Soldaten hatten „Wachskerzen — die schwere Menge — in der Stadt gefunden, und wie es dunkelte, wurden „sie angezündet; die Nacht war windstill; so marschierten 15,000 Mann mit eben so vielen „angezündeten Kerzen als eine mächtige Prozession."

Urtheil des Kaisers über die Schweizer.

Napoleon war mit den Leistungen der Schweizer zufrieden. Allerdings ärgerten ihn die zahlreichen Desertionen, aber es war ihm nicht entgangen, daß diese hauptsächlich den eingeschmuggelten Ausländern zur Last fielen. „So viel ich auf die Schweizer halte," äußerte er sich späterhin, „so wenig gebe ich um all' das fremde Gesindel, das sie auftreiben. Beim „Anfang des Krieges haben die Schweizerregimenter drei Viertheile ihrer Mannschaft ein-

„gebüßt; viele sind desertiert und es hat sich gezeigt, daß alles alte Ausreißer waren, die „man angeworben hatte; die echten Schweizer sind geblieben, und obschon die Bataillone auf „ein Nichts herabgekommen sind, haben sie sich gut gehalten.“ Aber trotz allen Ermahnungen Napoleons dauerte diese Anwerbung von Ausländern fort. Noth bricht Eisen! Bei den immer sich steigernden Begehren des Kaisers nach Mannschaft mußten die schweizerischen Regierungen ein Auge zudrücken, wenn die Werber Ausländer, namentlich Süddeutsche, denen der Dienst in den Schweizerregimentern besser behagte, als derjenige in dem Heere des Landesfürsten, durch Ausstellung falscher Heimathscheine in die Regimenter einschmuggelten.

Zweiter Zug nach Portugal.

In der Folge wurden die beiden vorhin erwähnten Bataillone der Armee unter Marschall Soult zugetheilt, welcher die Aufgabe hatte, die Provinz Galicien zu unterwerfen und von hier aus sich wieder Portugals zu bemächtigen. Am 31. Dezember wurde Leon mit Sturm genommen und der Sylvesterabend daselbst gefeiert. Nachtmärsche, schlechtes Wetter, Regen, Schnee, Eis und Frost, angeschwollene Waldbäche, verdorbene Wege hemmten den Marsch; doch gieng es unaufhaltsam vorwärts, die Engländer verfolgend, welche auf ihrem Rückzuge alle Wohnungen niederbrannten und das Land verwüsteten. Die Märsche waren im höchsten Grade anstrengend; alle zwei Tage hatte die Division, in welcher die Schweizer standen, den Dienst als Avantgarde, „also Bivouac und Flintenschüsse, keine Lebensmittel, als eine Handvoll Kastanien und Eiswasser, um sich zu erfrischen.“ Im Jenner 1809 trafen sie mit den aus Frankreich nach Spanien zurückgekehrten Schweizern zusammen, welche unter Junot in Portugal gefochten hatten. Die vier Bataillone, von denen einzelne in der Stärke von 1200 Mann ausgerückt waren, zählten nun zusammen kaum mehr als 1500 Soldaten. Zum Glücke konnten sie sich der am Meere gelegenen Festung Ferrol bemächtigen, wo sie alle möglichen Ressourcen, namentlich Schuhe und Hemden fanden, deren sie bedürftig waren. Seit vier Monaten war dieß die erste Stadt, die nicht der Plünderung preisgegeben wurde. „Mein Quartier,“ berichtet Wieland, „war ausgezeichnet, und drei Monate Sold giengen in „den vier Tagen flöten, die wir in Ferrol zubrachten.“

Ende Februar begann wieder einer der beschwerlichsten Kriegsmärsche, der zweite Zug nach Portugal. Es war ein mühsames Auf- und Niedersteigen auf felsigen, schattenlosen Pfaden über kahle, öde Gebirge, wo man, vom Durste gequält, umsonst nach Wasser suchte und dann plötzlich sich wieder in ein Thal versetzt fand, in welchem Heerden von Spanferkeln sich herumtrieben und in leerstehenden Landhäusern vortrefflicher Wein in Ueberfluß vorhanden war. Nur an Brod litt man Mangel. Viele Offiziere und Soldaten litten am Durchfall und an Fiebern, aber sie schleppten sich fort; denn man wußte, daß wer am Wege liegen blieb, verloren war. Die neu gebildete portugiesische Miliz umschwärmte die Armee auf allen Seiten; die fortwährenden kleinen, wenn auch siegreichen Gefechte gegen einen meist an Zahl überlegenen Feind vermehrten die Mühseligkeit des Marsches in hohem Grade. Nach einigen heftigen Gefechten, bei welchen die Schweizer sich auszeichneten, konnte endlich Ende März 1809 die reiche Stadt Oporto eingenommen werden, deren große Vorräthe aller Art den

hungernden und ermatteten Soldaten trefflich zu Statten kamen. Die zerrissenen Kleider konnten wieder hergestellt werden; aber Viele begnügten sich nicht mit diesem. Angeregt durch das Beispiel der höchsten Offiziere, waren sie bestrebt sich zu bereichern und raubten an Geld und Geldeswerth, so viel sie nur konnten. Von den schweizerischen Offizieren nahmen aber die wenigsten Theil an diesem Treiben. „Ich wollte nicht meine Ehre, die Ehre meiner Familie und die Ehre meines Regimentes mit Stehlen beflecken," schreibt Salomon Hirzel von Zürich, trotzdem, daß er in kurzer Zeit seine Bagage zum dritten Male eingebüßt hatte.

Aber Soult vermochte sich nicht in Portugal zu halten; Anfangs Mai zwang ihn das Vorrücken einer englischen Armee unter Wellington zum Rückzuge. Der Weg führte, da Soult das Beispiel Junots nicht nachahmen wollte und jede andere Straße versperrt war, auf dem gefährlichen Seitenpfade nach Guimarens und von hier gegen Lugo, mit Preisgebung der sämmtlichen Artillerie, aller Fuhrwerke und der Bagage; die geraubten Schätze Oportos mußten in den Gebirgsschluchten weggeworfen werden. Auf diesen Gebirgspfaden, wo oft nur ein Mann hinter dem andern gehen konnte, und jeder Reiter absitzen und froh sein mußte sein Pferd durchzubringen, sah man oft den sonst so verschlossenen Marschall Soult mit ruhiger Miene in Mitte der Soldaten marschieren und traulich sich mit ihnen unterhalten.

Ende Mai traf endlich das Armeekorps Soults, bedeutend geschwächt, mit demjenigen Neys zusammen. Die Schweizer, nun nur noch in drei Bataillone formiert, erhielten den Befehl, nach Alt-Castilien zu dem Korps unter Marschall Kellermann zu stoßen, wo ein strenger Etappendienst ihre Kriegstüchtigkeit auf harte Probe stellte. Es galt die Heeresstraßen gegen die überall herumschwärmenden Guerillas zu sichern. Ein braver Zürcher Offizier, Lieutenant Bremi, berichtet hierüber; „Wir verweilten selten an einem Orte, sondern waren „beständig in Bewegung, bald nach dieser, bald nach der entgegengesetzten Richtung hin. Je „nach der Wichtigkeit der Sache bestund das Detachement entweder aus 25—30 Mann mit „einem Offizier, oder aus mehreren Compagnien, zuweilen auch aus mehreren Bataillonen. Es „handelte sich bei diesen Jagden meistens um die Aufhebung einer Bande der sog. Briganten, „und diese Versuche wurden gewöhnlich des Nachts ausgeführt, weil die Spanier zu dieser „Zeit nichts unternahmen. Dennoch fanden wir in der Regel das noch warme Nest leer; „denn jedes Kind wurde an den Franzosen zum Verräther." — Von besondern Waffenthaten aus dieser Zeit werden uns bloß die Vertheidigung von Fuente el Santo, einer Kaserne unweit Toro, durch 50 Mann unter einem Hauptmanne Salis gegen eine 700 Mann starke Guerillabande während vollen 66 Stunden, und diejenige von Puebla de Senobria durch das Bataillon Graffenried gegen eine spanisch-portugiesische Truppendivision erwähnt. Graffenried ward nach mehrtägiger tapferer Vertheidigung gezwungen zu capitulieren, und wurde über Corunna nach Frankreich zurückgeführt, mit Verpflichtung auf Ehrenwort, nach der Schweiz zu gehen.

Rückberufung nach Frankreich.

Gegen Ende 1810 wurden sämmtliche Soldaten der verschiedenen Bataillone in eines vereinigt unter dem Befehle des tapfern Louis Göldlin von Luzern, die überzähligen Offiziere

aber nach Frankreich zu den Depots zurückbeordert. Auch dieses Bataillon wurde allmälig nach Frankreich — die letzten 1813 — zurückgezogen, und nur das dritte des zweiten Regimentes, das aus den schlechtesten Elementen zusammengesetzte, verblieb bis zum Friedensschlusse in Spanien, meistens in der Umgebung von Barcelona verwendet.

Mittlerweile waren in der Schweiz überall die grösten Anstrengungen gemacht worden, um die Regimenter durch Rekrutenzuschübe wieder zu ergänzen; die Handgelder, die Werbprämien waren erhöht worden. Man that alles Mögliche, um den Zorn „des erhabenen Vermittlers" zu beschwichtigen, welcher wegen der Rekrutierung allerhand bedenkliche Drohungen durch seinen Gesandten hatte ausstoßen lassen. Und in den Regimentsdepots in Frankreich herrschte die regste Thätigkeit, um die Rekruten bald auf genügende Weise auszubilden und zum Felddienste tüchtig zu machen.

Formation von Feldbataillonen.

Im Sommer 1811 ergieng an die Regimentschefs der Befehl, aus der besten Mannschaft zwei Feldbataillone zu bilden, die, zu der Armee in Deutschland bestimmt, im October sich in der Gegend von Paris einfinden sollten. Nach ihrer Ankunft daselbst besichtigte Napoleon einige derselben. Eine anziehende Schilderung wird uns von der Inspection eines Bataillons des zweiten Regimentes berichtet. Als der Kaiser das erste Glied der Kompagnie Füßli gemustert, kehrte er sich gegen den Hauptmann um und sagte: „Eine schöne Kompagnie." Keck antwortete Füßli: „Und eine gute, Sire." — „Hat sie im Felde gestanden?" — „Ja, Sire, die meisten waren mit mir in Spanien." — Napoleon war sehr guter Laune, stellte einen langgewachsenen General aus seinem Gefolge neben Füßlis Flügelmann, welcher jenen überragte, und bemerkte scherzend, neben einem Schweizer-Grenadier müsse man auf den Zehen marschieren. Am 12. Jenner 1812 fand im Hofe der Tuilerien eine große Revue statt, an welcher 30,000 Mann Theil nahmen. Eine Brigade nach der anderen rückte vor das Schloß, wurde von dem Kaiser besichtigt, mußte auf das Kommando eines Generales aus dem Gefolge Napoleons das ganze Exercierreglement durchmachen und hernach defilieren. Zu den Vorrechten der Schweizerregimenter gehörte nun das deutsche Kommando beim Exercieren. Zwar wurden die Offiziere sowohl, wie die Soldaten, mit dem französischen bekannt gemacht, aber immerhin hatte der kurze Zeit vorher erlassene Befehl, das deutsche Kommando vollständig abzuschaffen, Mißstimmung hervorgerufen, da hiedurch die Capitulation verletzt wurde. Die Offiziere beschlossen daher, diese Revue zu benützen, um dem Kaiser einen deutlichen Wink zu geben. Als die Reihe des Exercierens an die zu einer Brigade vereinigten Schweizer kam und das französische Kommando erscholl, blickten sich die Soldaten anscheinend verlegen an; der eine schulterte, der zweite fällte das Gewehr und ein dritter nahm es bei Fuß. Napoleon, ohne die Sache übel aufzunehmen, rief seinen Liebling, den tapfern elsäßischen General Rapp vor, auf dessen deutsches Kommando alles wie ein Wetterschlag gieng. Mit großem Wohlgefallen sah der Kaiser dann die Rothen an sich vorüber ziehen. Beim Empfange der Offiziere fragte er den Obersten Castella: „Wie stark ist Ihr Regiment?" — „Siebenzehnhundert Mann." — „Wie stark, um vor dem Feinde zu erscheinen?" lautete die zweite

Frage. — „Siebenzehnhundert Mann." — „Schön," erwiederte der Kaiser. Diese Frage aber, „um vor dem Feinde zu erscheinen," hatte einen unendlichen Jubel in dem Offiziers-korps hervorgerufen; der wackere Salomon Hirzel schrieb: „Ich konnte vor Freude kaum schlafen." Man wußte, daß es Rußland galt, und hoffte, daß man dort einem tapfern Feinde, echten Soldaten in offener Feldschlacht gegenüberstehen werde, wobei für den schweizerischen Namen Ruhm und Ehre könne eingeerntet werden, und nicht, wie in Spanien, zu einem ruhmlosen Schergendienste verurtheilt zu sein.

Der Krieg mit Rußland.

Durch eine höhere Gewalt seinem Verhängnisse entgegengetrieben, hatte Napoleon den Entschluß gefaßt, Rußlands Macht durch einen Krieg im Innern des Reiches zu brechen. Von seinem südlichheißen, dämonenartigen Verlangen vorwärts getrieben, war es ihm nicht möglich, die Zeit zu erwarten, wo er alle Kräfte zu diesem Ende würde in Bewegung setzen können. Wohl früher, als er anfänglich beabsichtigt hatte, war er in den Kampf gerissen worden. Noch tobte der Krieg in Spanien, wo seine Marschälle mit sehr wechselndem Glücke sich mit den Engländern herumschlugen; noch mußte er dort denselben eine zahlreiche Armee entgegenstellen. Aber er hatte dessen Ausgang nicht abwarten wollen; er hatte gefürchtet, bei zunehmendem Alter den Anstrengungen eines riesigen Krieges zwischen Ost- und West-Europa nicht mehr gewachsen zu sein, und in kurzer Zeit kraft seines bewunderungswürdigen Organisationstalentes eine Armee ausgerüstet, wie seit Jahrhunderten noch keine gesehen worden. Seit Anfang 1812 sammelten sich die Abtheilungen aus allen Enden West- und Süd-Europas, zum Theil von den entlegensten Küsten des Mittelmeeres herkommend, in Deutschland. Staunend sahen die Bewohner Thüringens, Sachsens, der Mark Brandenburg, durch welche der Marsch dieser Heeressäulen gieng, diese nie enden wollenden Kriegerschaaren vorüberziehen. Oft hörte vom Morgen bis Abend in den Straßen der Städte das Schlagen der Trommeln, das Schmettern der Trompeten nicht auf, und dröhnte fortwährend die Erde unter dem Gestampfe der Rosse und dem Rasseln der Fuhrwerke. Meistens marschierten die Regimenter einzeln und so bewunderungswürdig genau waren ihre Bewegungen berechnet gewesen, daß fast nie Kreuzungen entstanden; meistens erst an der Oder geschah die Eintheilung in die Brigaden, Divisionen und Armeekorps.

Marsch durch Deutschland.

Die in Frankreich befindlichen Schweizerregimenter traten ihren Marsch Anfangs März 1812 an, überschritten den Rhein bei Düsseldorf und bei Wesel und zogen durch Westphalen, durch die Mark Brandenburg, wo das vierte Regiment bei Oranienburg vor dem König von Preußen defilierte, nach Stettin. Das erste Regiment, welches, wie wir Eingangs berichtet, in Neapel stand, hatte Ende 1811 Befehl erhalten, Italien zu verlassen und zwei Marschbataillone zu der Armee in Deutschland abzugeben. Die brävsten und tüchtigsten Soldaten, prächtige Bursche, schreibt ein Offizier, wurden zu diesen Bataillonen gezogen; alle hochgewachsen, von der Sonne gebräunt, mit gewaltigen Schnurrbärten, viele mit den Chevrons, den Zeichen langjähriger Dienste geschmückt, Soldaten, welche wegen ihrer Disciplin, ihrer guten Haltung und Aufführung überall beliebt waren. Der Marsch wurde im Dezember

1811 angetreten; am 31. Dezember feierten die Offiziere den Antritt des neuen Jahres durch einen lustigen Ball zu Brieg im Wallis. In dem damals französischen Genf wetteiferten dessen Bewohner in gastfreundlicher Aufnahme der einstigen Verbündeten. Aber wie wunderten sie sich über die Leistungsfähigkeit der an die schweren italienischen Weine gewöhnten Soldatenkehlen! „Diese Kerls sind Fässer, hieß es, die man nicht füllen kann.“ In Brieg war 250 Mann gestattet worden, ihre Verwandten in der Schweiz zu besuchen; als das Regiment nach einiger Zeit in Colmar eintraf, fehlte kein Einziger derselben mehr. Am 15. Februar wurde Straßburg erreicht; nach kurzem Aufenthalte begann der Marsch von neuem durch Schwaben, Thüringen, Sachsen, Mark Brandenburg nach Stettin, wo das Regiment Anfangs April anlangte und die Kameraden der drei anderen Regimenter begrüßte. Alle Berichte wissen von dem Jubel des Zusammentreffens, des Wiedersehens alter Freunde zu erzählen. Noch einmal so freudig sah man der Zukunft entgegen, wußte man doch, daß Leid und Freud fortan mit guten Kameraden werden getheilt werden.

Bald entstand ein edler Wetteifer unter den Regimentern, sich durch Haltung, Disciplin, Manövrierfähigkeit auszuzeichnen, und die Bewohner jener Gegend schätzten sich glücklich, wenn sie Schweizer in ihre Quartiere bekamen, statt Franzosen oder gar statt süddeutschen Rheinbundtruppen. Noch nach einem Jahrzehnte lebte die Erinnerung an die gute Ordnung, die treffliche Aufführung der rothen Schweizer fort und wurde Reisenden gerühmt. Auch unterläßt es keiner der uns überlieferten Berichte, mit gerechtem Stolze des schönen Anblickes zu erwähnen, den diese vier schon durch ihre Kleidung ausgezeichneten Regimenter gewährten.

Rastlos wurde an der Ausbildung der Truppe während des Frühlings 1812 gearbeitet. Am Montag, Dienstag, Freitag wurde kompagnieweise exerciert, am Mittwoch das Bataillon, am Donnerstag das Regiment zusammengezogen, am Samstag war Theorie für die Offiziere. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Scheibenschießen gewidmet, und mit jener pedantischen Genauigkeit, welche den wahren Kriegssoldaten kennzeichnet, bemühten sich die Offiziere für die Instandhaltung der Ausrüstung des Mannes, der Bekleidung und der Beschuhung zu sorgen. Sie selbst wurden angewiesen, ihr Gepäck auf das Allernothwendigste zu beschränken und alles Uebrige in die sog. kleinen Depots, die sich in Stettin befanden, abzuliefern.

So vorbereitet trat das Korps den verhängnißvollen Feldzug gegen Rußland an.

Salomon Hirzel.

Zum ersten Male führten die Schweizerregimenter Kanonen mit sich. Napoleon hatte geglaubt, die längst abgeschaffte Regimentsartillerie wieder einführen zu sollen, um seiner in Folge der langen Kriege größtentheils aus Rekruten bestehenden Infanterie mehr Zuversicht geben zu können. Bei der Artillerieabtheilung des zweiten Regimentes stand Salomon Hirzel von Zürich, der nachmalige Chef unserer schweizerischen Artillerie, welche seiner Energie und seinen Kenntnissen ungemein Vieles zu verdanken hat. „Des schrecklich eintönigen Infanteriedienstes satt,“ wie er schreibt, hatte er sich zur Artillerie gemeldet, obschon hiedurch seine Beförderung zum Hauptmann hinausgerückt wurde. Aber die Stellung eines Offiziers der Regimentsartillerie war eine überaus schwierige; er hatte Niemand, bei welchem er sich Raths

erholen, der ihm Hilfe schaffen konnte. Er mußte den Befehlen von Vorgesetzten Folge leisten, die den Artilleriedienst nicht verstanden und sehr oft die Artilleriepferde für die Küchenwagen und zum Transporte ihrer Bagage benützen wollten. Doch in solchen Verhältnissen erstarkt ein entschlossener Charakter, und in dieser Schule erwarb sich auch Hirzel durch seine unermüdliche Thätigkeit jene Willenskraft und jene Kenntnisse, die ihn befähigten, späterhin seinem Vaterlande so nützliche Dienste zu leisten.

Uebergang über den Niemen.

Mitte Juni traf Napoleon, welcher während der Besammlung der Armee die demüthigen Huldigungen der deutschen Fürsten in Dresden entgegengenommen hatte, an der russischen Grenze ein. Am 24. Juni wurde bei Kowno der Grenzfluß, der Niemen, überschritten, dessen sonst so einsame Ufer nun in unabsehbaren Reihen eine zahlreiche, glänzende und stolze Kriegsmacht bedeckte. Mit jubelndem Zuruf begrüßten die Truppen den Kaiser. Hell glänzten und strahlten, von der Junisonne beschienen, die Waffen und Helme. Ueber seine ehernen Züge glitt ein befriedigendes Lächeln. „Es sind doch gute Leute, die Franzosen," äußerte er sich zu General Gouvion St. Cyr, „aber wenn ich ihnen die Preßfreiheit gewährte, würden sie bald anders werden." Wer diese wimmelnden, von Muth und Stolz gehobenen Schaaren sah, mußte sie für unüberwindlich halten. Und doch von allen diesen Tausenden und Abertausenden, welche den Fluß überschritten, sah bloß der geringste Theil und dieser im kläglichsten Zustande dessen Ufer wieder.

Napoleon hatte übrigens die ungemeinen Schwierigkeiten nicht unterschätzt und nicht verkannt, mit welchen er bei einem Feldzuge in einem so dünn bevölkerten Lande, wie Rußland, zu kämpfen haben werde. Ungeheure Vorräthe aller Art wurden in den Magazinen aufgespeichert, und die unabsehbaren Massen von Schlachtvieh, welche der Armee nachgeführt wurden, schienen sie vor jedem Mangel sicher zu stellen. Man bewunderte als eine glückliche Erfindung seines schöpferischen Genius die großen mit Lebensmitteln befrachteten und mit Ochsen bespannten Fuhrwerke. Da werden, hieß es, zuerst die Lebensmittel aufgezehrt, dann könne der Ochs geschlachtet und der Wagen als Feuerung zum Kochen und Braten des Fleisches verwendet werden. Aber es kam anders! Der Ochse crepierte, der Wagen versank im Moraste und die Lebensmittel auf demselben verdarben.

Ganze Handwerkerbataillone, Schneider, Schuster, Schreiner, Zimmerleute, Maurer folgten dem gewaltigen Heereszuge, und nichts schien vergessen, um der Armee unter allen Verhältnissen und in allen Lagen eine angemessene Verpflegung zu sichern. Aber Napoleon hatte in seiner Rechnung einen Factor übersehen: den Fluch, welcher einer bösen That anhaftet.

In den langen Kriegen, welche die französischen Heere auf den fruchtbaren Gefilden Deutschlands und Italiens geführt hatten, war das System durch Requisitionen, durch den Raub auf Kosten des besetzten Landes zu leben, in ausgedehntester Weise zur Geltung gebracht worden. Der Grundsatz, was ein Mensch in 365 Tagen zum Leben braucht, dient 365 Menschen an einem Tage, war rücksichtslos durchgeführt und niemals daran gedacht worden, den Verpflegungsdienst den Bedürfnissen des Heeres anzupassen und gehörig einzu-

richten. Daher fehlte in Rußland, wo das Requisitionssystem nur ein ungenügendes Erträgniß lieferte, dem Kaiser es an Männern, die seine wohldurchdachten Anordnungen auszuführen im Stande waren, und mehrfach kam es im Laufe des Feldzuges vor, daß in der Nähe von Städten, ja in den Straßen derselben Angesichts der aufgespeicherten Vorräthe Tausende von Soldaten dem Hunger erlagen und schließlich viele der Magazine dem Feinde mehr dienten, als der eigenen Armee. Auch das konnte naturgemäß nicht ungestraft bleiben, daß Napoleon, statt Preußen während der Besammlung der Armee zu schonen, um dieses Land als großes Magazin behufs Ergänzung der Vorräthe im Rücken zu besitzen, diese Provinzen absichtlich, systematisch, um die Bewohner unschädlich zu machen, zu Grunde richten ließ.

Die vier Schweizerregimenter, etwa 10,000 Mann stark, wurden dem II. Armeekorps zugetheilt, dessen Befehl Marschall Oudinot übernahm, manchen Soldaten und namentlich vielen Offizieren des I. Regimentes von den Feldzügen von 1799 in der Schweiz her bekannt. Sie bildeten in drei Brigaden mit einem Croaten- und einem französischen, eigentlich holländischen Regimente die Division Merle. Eine der Brigaden befehligte General Amey, ein Freiburger von Geburt, der 1799 längere Zeit in Basel als Platzkommandant sich aufgehalten hatte. Der Divisionsgeneral Merle hatte bereits in Italien und in Spanien Schweizer unter seinem Kommando gehabt.

Der Kriegsschauplatz.

Der Kriegsschauplatz des II. Korps erstreckte sich nicht über die Grenzen des alten Polenreiches von 1772 hinaus. Was die Truppen von Landeseinwohnern zu Gesichte bekamen, waren Polacken, Rußniacken und vornehmlich Juden. Auffallend war für sie der Abstand von Land und Leuten gegen Italien und die pyrenäische Halbinsel. Nirgends war ein Berg zu sehen! Zuweilen führte der Marsch durch weite Fruchtfelder, dann wechselten Wald und Morast mit einander ab. Die Straßen hatten zwar eine genügende Breite und bei trockener Witterung war auf ihrem sandigen Grunde leidlich fortzukommen, außer wenn der Weg durch Wald oder Moräste führte, wo sog. Knüppeldämme angebracht, d. h. hölzerne Schwellen, wie bei den Eisenbahnen, quer über die Straße gelegt waren. Bei Regenwetter und namentlich wenn es aufthaute, war das Marschieren für die Fußgänger überaus anstrengend, für die Cavallerie und Artillerie fast zu Grunde richtend: bald versanken die Pferde im Moraste, bald mußten sie über die Knüppeldämme stolpern. Die Dörfer standen weit hinter Allem zurück, was die Schweizer bisher von menschlichen Wohnungen gesehen hatten. Wer in eines dieser von Schmutz und Unrath wimmelnden Häuser einen Blick geworfen, oder gar in eines derselben seinen Fuß gesetzt, der söhnte wider Willen sich mit dem beständigen Lagern im freien Felde aus, zu welchem die Nähe des Feindes nöthigte. Und in diesen Hütten wohnten keine trotzigen, glühend hassende, den Eindringling als persönlichen Feind bekämpfende Südländer, sondern demüthige, im Schmutze und im Drucke der Leibeigenschaft aufgewachsene, das Elend als Lebensloos hinnehmende Slaven.

Der Marsch des II. Armeekorps unter Oudinot richtete sich nordwärts gegen Dünaburg, unter beständigen kleinen Gefechten zwischen der russischen Nachhut und der Avantgarde

der Franzosen. Stets einer Schlacht gewärtig, war der Marschall genöthigt, sein Korps gedrängt marschieren zu lassen, oft Halt zu machen, dann wieder die Truppen in Marschordnung zu setzen. Abends wurden jeweilen Bivouacs bezogen. Es ist einleuchtend, daß dieß für Mann und Pferd mit großen Anstrengungen verbunden war und bald die Folgen hievon sich fühlbar machen mußten.

Aber noch weit verderblicher war der Einfluß der Witterung. Nach mehreren Tagen fürchterlicher Hitze war ein gewaltiges Gewitter ausgebrochen, mit wolkenbruchartigem, fast fünf Tage andauerndem Regen, und plötzlichem empfindlichem Umschlage der Temperatur. Die Felder, die Straßen wurden überschwemmt, die Fuhrwerke vermochten auf den zu Morästen verwandelten Wegen den Truppen nicht mehr zu folgen und bald begann in den Bivouacs bitterer Mangel zu herrschen. Diese selbst, in den Roggenfeldern angelegt, wo das Getreide schon hoch stand, bildeten vollständige Sümpfe. Zwar hatte die Mannschaft den Befehl erhalten, für 14 Tage Lebensmittel mitzutragen, allein es war nicht möglich, diese Last zu schleppen, und die Proviantwagen waren bereits beim Uebergang über den Niemen von den Korps abgetrennt worden. Schon nach den ersten Tagen verlor das Korps 2000 Pferde und unter der Mannschaft brach die Ruhrepidemie in Folge der mangelnden Verpflegung, des sehr oft schlechten Trinkwassers, des beständigen Bivouacierens auf feuchter Erde, vielfach ohne Feuer, in schreckenerregendem Maße aus, welche rasch zahllose Opfer kostete.

Von Dünaburg gieng der Marsch die Düna aufwärts gegen Disno und Polotzk, während die große Armee unter des Kaisers Befehl die Straße von Wilna nach Smolensk einschlug, auf welcher die russischen Heerführer, jeder Schlacht sorgfältig ausweichend, sich zurückzogen. Oudinot hatte gegen sich ein verhältnißmäßig schwaches russisches Korps unter General von Wittgenstein, welcher, unterstützt durch Offiziere, wie Clausewitz und Diebitsch, es verstand, trotz seinen schwachen Hilfsmitteln die stärkeren Franzosen im Schache zu halten, und mehrmals durch kecke Angriffe denselben empfindliche Verluste zuzufügen. Es wiederholte sich übrigens auch hier wieder das Nämliche, was anderwärts öfters beobachtet wurde: die Marschälle Napoleons waren mit wenigen Ausnahmen nur gefügige Werkzeuge in der Hand des Meisters, aber zu selbstständigem Handeln selten befähigt. Bei Polotzk, Anfangs August, stieß nun zum II. Armeekorps das sechste unter General Gouvion St. Cyr, aus den Bayern gebildet. Die beiden vereinigten Korps, welche am Niemen 64,000 Mann aufgewiesen hatten, zählten nur noch 33,000 Mann; die Bayern, knapp bekleidet und auch im Frieden kärglich genährt und besoldet, vermochten die Anstrengungen dieses Feldzuges nicht zu ertragen und hatten in Zeit von wenigen Wochen über die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt, ohne einen Schuß gethan zu haben.

Obschon Napoleon dieser Zustand der Truppen bekannt sein mußte, verlangte er doch, daß Oudinot mit aller Macht auf Wittgenstein losgehen, ihn schlagen und in Verbindung mit dem bei Riga stehenden Macdonald auf der Straße nach St. Petersburg Boden gewinnen solle. Widerwillig leistete Oudinot diesem gestrengen Befehle Folge und marschierte etwa

neun Stunden in der angegebenen Richtung vorwärts. Bei Swolna stieß seine Avantgarde auf den Feind und wurde zurückgeworfen, wobei zwei schweizerische Offiziere, die sich aus Neugierde zu weit vorgewagt hatten, gefangen genommen wurden. Die feste Haltung der Russen, welche den Marschall vermuthen ließ, sie hätten Verstärkung erhalten, und die Rücksicht auf den erschöpften Zustand seiner Truppen bewog ihn, nach Polotzk zurückzukehren und sich auf die Vertheidigung der Dünaufer zu beschränken. Diese rückgängige Bewegung Oudinots bestimmte aber Wittgenstein, seinerseits zum Angriffe vorzugehen. Am 17. August drangen die russischen Colonnen mit Ungestüm gegen die französische Stellung vor, welche von dem bayerischen Korps, dem die Hauptrolle dießmal zufiel, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit vertheidigt wurde. Aber die Schlacht blieb an diesem Tage unentschieden; es gelang auch den Franzosen ihrerseits nicht, Wittgenstein zurückzutreiben. An Stelle des verwundeten Marschalls Oudinot hatte General St. Cyr das Kommando übernommen und sofort den Entschluß gefaßt, am 18. August den Kampf nochmals aufzunehmen. Wegen der Erschöpfung seiner Truppen mußte er seine Anordnungen so treffen, daß dieselben nicht mehr als höchstens 4—5 Stunden die Anstrengungen einer Schlacht zu ertragen hätten: er traf nun sehr sichtbarlich alle Anstalten zu einem Rückzuge, sammelte aber indessen seine Korps in aller Stille und überraschte Abends 4 Uhr die nichts ahnenden Russen, durchbrach ihre Stellung und trieb sie in die Flucht. Wie Oudinot am 17., so hatte St. Cyr auch am 18. August die Schweizer in Reserve belassen. Einige Generale machten ihm die Bemerkung, es wäre Zeit, die Schweizer auch einmal in die erste Linie zu stellen. Darauf soll er geantwortet haben: „Ich kenne die „Schweizer. Zum Angriffe sind die Franzosen rascher, aber sollte es zum Rückzuge kommen, „so können wir uns auf die Kaltblütigkeit und den Muth der Schweizer sicher verlassen, „und aus diesem Grunde müssen wir sie heute noch in Reserve halten.“ Ihrerseits beklagten sich die Schweizer, daß man sie nie voranstelle, und legten diese Anordnungen als einen Mangel an Vertrauen in ihre Zuverläßigkeit aus.

Erste Schlacht bei Polotzk.

St. Cyrs Verfahren fand aber noch am Abend des 18. Augusts seine volle Rechtfertigung. Bereits schien Alles beendigt, der Feind in vollem Rückzuge zu sein, als plötzlich eine der nachrückenden französischen Colonnen, in der Flanke von feindlicher Cavallerie angegriffen und von russischer Artillerie mit Kartätschen begrüßt, in panischem Schrecken den Rücken wandte und in wilder Flucht, untermischt mit den sie verfolgenden Russen, auf das erste und zweite Schweizerregiment losstürmten. Diese durften von ihren Waffen keinen Gebrauch machen; jeder Versuch, gegen den dichten sich heranwälzenden Menschenknäuel das Feuer zu eröffnen, wäre dem Freunde verderblicher geworden, als dem Feinde. So mußten sie sich begnügen, Gewehr im Arme, die wilde Jagd gegen sich heranstürzen zu lassen, während ein Hagel von Kartätschen über ihre Köpfe und zwischen den Bajonetten sauste. Aber an dieser lebenden Mauer der Schweizer brach sich der Strom der Flüchtlinge. Es gelang, dieselben zum Stehen zu bringen und einige Voltigeurskompagnien, sowie ein französisches Kürassierregiment dem Feinde entgegen zu werfen, welche ihn zum Rückzuge zwangen. Dank

den Schweizern war der Sieg gesichert, und Gouvion St. Cyr stand nicht an, ihnen ihr gutes Verhalten zu verdanken.

Trotz diesem Erfolge war aber die Lage der Armee keine bessere geworden. Die Ermüdung, die Erschöpfung der Truppen gestatteten Gouvion St. Cyr nicht, den Sieg zu benützen, vielmehr mußte er, verzichtend auf jede Angriffsbewegung, sich damit begnügen, seine Lage, die Verpflegung der Truppen etwas zu verbessern und durch Anlegung von Verschanzungen die Stellungen zu sichern. Die beiden Korps, welche er nun unter seinen Befehlen hatte, zählten nur noch etwa 20,000 einigermaßen kampffähige Soldaten. Auch die Schweizer hatten gewaltige Verluste erlitten. Obschon sie seit Beginn des Feldzuges an keinem ernstlichen Gefechte betheiligt gewesen, waren ihre Reihen Ende August so stark gelichtet, daß sie nur noch etwa 4000 Diensttüchtige aufwiesen. Vor der Hand waren übrigens die Russen in auch keiner viel besseren Lage und konnten nicht daran denken, die erlittene Schlappe auszuwetzen: beide feindliche Korps, sowohl das russische, als das französische, standen sich daher in beobachtender Stellung während vollen acht Wochen auf kurze Entfernung von einander gegenüber.

Es lag St. Cyr namentlich daran, den Truppen besseres Obdach und bessere Kleidung zu verschaffen an Stelle der leichten Leinwandhosen, in welchen sie bis jetzt den Dienst versahen, und die durch das beständige Marodieren untergrabene Mannszucht wieder herzustellen. Durch diese Sorgfalt für das Wohl seiner Untergebenen zeichnete er sich sehr vortheilhaft vor fast allen übrigen französischen Korpskommandanten aus, die in sträflicher Gleichgiltigkeit den Dingen ihren Lauf ließen und hiedurch nicht wenig zum schlechten Ausgang des ganzen Feldzuges beigetragen haben. St. Cyr war für die Schlacht bei Polotzk zum Marschall befördert worden, eine Auszeichnung, die dieser erprobte General längst verdient hatte und längst würde erhalten haben, wenn nicht seine liberalen Gesinnungen ihm bei Napoleon geschadet hätten.

Mit dem besten Willen aber vermochte der Marschall nicht dem Mangel abzuhelfen; die uns überlieferten Berichte aus den Monaten August und September stimmen alle darin überein, daß im Lager große Noth an andern Nahrungsmitteln, außer Fleisch, herrschte, der beständige, ausschließliche Genuß desselben aber für die Gesundheit sich als schädlich erwies. Zwar waren die Magazine der Verpflegungsbeamten von Vorräthen aller Art vollgestopft; aber die Verwaltung war so schauerlich compliciert, daß dieselben nicht verstanden, sie den Truppen zur Verfügung zu stellen und für die regelmäßige Vertheilung der Nahrungsmittel zu sorgen. So kam es denn, daß gleich Anfangs des Feldzuges und dann im Verlaufe desselben in immer höherem Grade die Truppen darauf angewiesen waren, ihre Lebensmittel bei den Landesbewohnern zu holen. Jeder Regimentschef beorderte jeden Tag abwechslungsweise eine oder einige starke Abtheilungen zur Requisition der Lebensmittel; diese beschränkten sich darauf, das nächst Greifbare zu holen, schleppten es ins Lager, wo es in oft halb gekochtem Zustande verzehrt wurde. Getreide konnte wenig zusammengerafft werden, und wenn man solches fand, so nützte es nicht viel, da es an Mühlen fehlte und an Backöfen.

Das Requisitionssystem.

Tausende von guten und herzhaften Soldaten aber giengen auf diesen Streifzügen für die Armee verloren. Sie verirrten sich auf den Kreuzwegen in den dichten Wäldern und fielen, wenn sie nicht geradezu vor Hunger in denselben starben, den Kosacken in die Hände oder den Bauern, welche sie niederstießen. Viele begannen auch auf eigene Faust als Freibeuter im Lande umherzuziehen, welches sie auf heillose Weise verwüsteten, die letzten Bewohner zur Flucht zwingend. Gouvion St. Cyr war nicht im Stande, vollständig mit diesem durch die Noth aufgedrängten Systeme zu brechen; er bemühte sich aber, Ordnung zu schaffen und durch möglichst regelmäßige Vertheilungen die Soldaten vor dem Hunger zu schützen. Die Sorge für die Herbeischaffung der Lebensmittel wurde den Divisionsgeneralen überbunden und Jedem hiezu ein bestimmter Bezirk angewiesen, den die auszusendenden Detachemente nicht überschreiten durften. Dieselben mußten die Nahrungsmittel eintreiben, namentlich auch für die Herbeischaffung von Getreide besorgt sein, welches auf den wiederherzustellenden Mühlen des Landes gemahlen, in rasch aufzuführenden Ofen gebacken und sodann in reglementsmäßiger Weise unter die Soldaten ausgetheilt werden sollte. Dabei wurde verordnet, daß jedes auf Plünderung, Marode betroffene Individuum vor Gericht gestellt und sofort erschossen werden solle.

Die Zahl solcher Executionen, welche unter Oudinots Kommando niemals vorgekommen waren, war anfänglich, in den ersten Tagen der neuen Ordnung, keine geringe, und der ernste St. Cyr wurde den Schweizern ein Gegenstand heiliger Scheu. Aber allmälig söhnte sie die sichtbare Fürsorge des neuen Chefs für ihr Wohlsein, die allmälig eintretende geordnetere Verpflegung, mit dessen Maßregeln aus. Immerhin war dieselbe noch eine sehr dürftige. Ein Schweizer-Offizier berichtet aus dem Monat September: „Unsere Küchen sind leider nur zu „geräumig, da wir fast nichts zu kochen haben; außer Fleisch erhalten wir fast nichts, Brod „nur selten: das Pfund wird mit 30 Sous bezahlt. Eine kleine Flasche Wein müssen wir „bei den wenigen Marketendern mit 3—4 Thalern bezahlen. Strapazen und Mangel jeglicher „Art fehlen uns nicht, wohl aber die Gelegenheit, ins Feuer zu kommen und uns auszu„zeichnen.“ Trotz allem Elende und Mangel gieng die Sehnsucht dieser Männer nur dahin, sich auszeichnen, Ruhm ernten zu können. Es braucht aber eine starke moralische Kraft dazu, um bei durch Hunger erschöpftem Körper noch von kriegerischen Lorbeeren zu träumen. Unter den Soldaten kamen nicht selten Fälle von Desertion in die deutsch-russische Legion vor, die von den Russen aus deutschen und schweizerischen Ueberläufern und Gefangenen gebildet wurde. Es hat diese Thatsache bei der traurigen Lage, in der man sich befand, und bei der Gewißheit, daß der Winter noch Aergeres bringen werde, nichts Befremdendes; selbst der so strenge Marschall machte wenig Aufsehens davon. Sein Zutrauen in die Treue und Tapferkeit der Schweizer wurde dadurch nicht im Geringsten erschüttert, nach wie vor vertraute er ihnen die Bewachung seines Hauptquartieres im Jesuitenkloster von Polotzk und dieser Stadt an.

Die Wochen des Septembers verflossen meist ruhig; nur kleine Raufereien auf den kaum 1000 Schritt einander gegenüberstehenden Vorposten fielen vor. Die Franzosen, in

der Annahme, den Winter über in Polotzk bleiben zu müssen, waren emsig bemüht, Vorräthe einzusammeln. Lieut. Legler vom ersten Schweizerregimente berichtet in launiger Weise, wie er sorgsam einen Wintervorrath von gesalzenem und geräuchertem Fleische und Würsten sich anlegte, wie aber das trügerische Schicksal ihm in der Folge nicht erlaubte, das Geringste von all diesen Herrlichkeiten zu genießen. Zwei schweizerische Offiziere, Hauptmann Rösselet und Lieutenant Legler, haben uns Berichte über Requisitionen, zu welchen sie in jenen Tagen kommandiert wurden, überliefert, und kann ich mir es nicht versagen, diejenige von Hauptmann Rösselet wiederzugeben. Mitten in dem grausigen Gemälde, das die Geschichte dieses Feldzuges uns entrollt, klingt diese Erzählung fast wie eine Idylle.

Anfangs October wurde er beordert, mit einem Detachement seines Regimentes Lebensmittel in einem bestimmten, ihm bezeichneten Bezirke aufzubringen und in das Lager zu schaffen. Statt aller Umwege marschierte er mit seiner Schaar geraden Wegs zu der Wohnung des russischen Distriktsgouverneurs. Ein ehrwürdiger Greis empfieng ihn und erkundigte sich nach seinem Begehren. Rösselet gab ihm Kenntniß von seinem Auftrage: er müsse eine gewisse Anzahl Ochsen, Kühe, dann Korn, Hafer, Salz und Tabak zusammentreiben, er könne sich aber nicht entschließen, diese Dinge den Bewohnern gewaltsam zu nehmen, er wolle nicht die Schuld an dem Untergange auch nur eines einzigen Gehöftes tragen; er wende sich daher an ihn, den Gouverneur, mit dem Ersuchen, ihm zur Ausführung seines Auftrages behilflich zu sein; denn dieser werde wohl am besten Mittel und Wege kennen, wie diese Lebensmittel auf geordnete Weise erhältlich seien. Der Russe, hoch erfreut über diese ungewohnte Sprache, dankte mit Thränen in den Augen für die menschenfreundliche Gesinnung, und versprach, für Alles besorgt zu sein. Inzwischen ließ er die Mannschaft in seinem Schlosse aufs trefflichste verpflegen. Bereits am folgenden Morgen konnte eine Abtheilung, reichlich mit Lebensmitteln versehen, den Rückmarsch antreten, am zweiten Tage eine folgende. Am dritten Tage sollte der Rest nachfolgen. In der Nacht aber weckte der Gouverneur den schweizerischen Hauptmann, benachrichtigte ihn, daß eine russische Colonne das Schloß umringe; Rösselet solle sofort mit seiner Truppe aufbrechen, könne aber ganz ruhig sein, es seien zuverläßige und treue Führer vorhanden, die das Detachement sicher und wohlbehalten in das französische Lager geleiten werden; er, der Gouverneur, könne es nicht übers Herz bringen, einen so braven und so menschenfreundlichen Offizier in Gefangenschaft gerathen zu lassen. Vor dem Abmarsche ließ der Russe noch Brod und Branntwein unter die Mannschaft vertheilen und schied mit herzlichster Umarmung von Rösselet. Und wie er versprochen; es geleiteten die mitgegebenen Führer die kleine Truppe sicher mitten durch die russische Aufstellung in das französische Lager. Auf ähnliche, menschenfreundliche Weise hatte Lieutenant Legler (von Glarus) seiner schwierigen Aufgabe sich zu entledigen gewußt, und mit gleich günstigem Resultate.

Während solchermaßen das Korps des Marschalls St. Cyr mit äußerster Anstrengung aller Kräfte die Linie der Düna und der Drissa gegen die Russen vertheidigte, war die Hauptarmee

unter Napoleon bis Moskau vorgerückt. Endlich schien das Ziel erreicht; die gehetzten und erschöpften Soldaten konnten hoffen, endlich die nöthige Ruhe und Nahrungsmittel aller Art zu finden. Aber bald zwang die überall auflodernde Flamme zum Verlassen der Stadt und der einbrechende Winter nöthigte den 19. October den stolzen Kaiser zum Rückzuge; denn alle seine Hoffnungen, in Moskau dem Feinde den Frieden dictieren zu können, waren an dem hochherzigen Patriotismus der Bewohner der „heiligen Stadt" gescheitert. Sobald als Wittgenstein von diesen Ereignissen Kunde erhielt, beschloß er, die Franzosen von der Düna zu vertreiben und vor Allem ihnen Polotzk zu entreißen. Er hatte in den letzten Wochen zahlreiche Verstärkungen erhalten, während den Franzosen nur wenige Tausend Mann in dieser Zeit aus den Depots und den Spitälern waren zugeführt worden, und sein Korps war, besser als das feindliche verpflegt, den Einflüssen der Witterung weniger unterworfen, als dieses. Er durfte daher, an Zahl den Franzosen weit überlegen, auf sichern Erfolg rechnen.

Am 17. October gegen Abend wurden die französischen Vorposten auf der von Polotzk nach St. Petersburg führenden Straße mit ungemeiner Lebhaftigkeit angegriffen. Wahrscheinlich würde es den Russen gelungen sein, dieselben auf das Lager zurückzuwerfen, wenn nicht das Grenadierbataillon des ersten Schweizerregimentes unter Hauptmann Gilly (von Luzern) rasch sich in dem Kirchhofe von Rostna aufgestellt hätte, der mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben war. Bei demselben war der Vereinigungspunkt der durch dichte Wälder sich hindurchwindenden Straßen von Riga und St. Petersburg, auf welchen der Feind in geschlossenen Colonnen sich nahte. Die sichern Schüsse der hinter der Mauer postierten Schweizer richteten zwar arge Verheerungen in den gedrängten Massen an; aber die Russen drangen trotz diesem vorwärts und schlossen den Kirchhof vollständig ein. Bis in die Nacht dauerte das Gefecht um denselben. Nachdem die letzte der 60 mitgenommenen Patronen verschossen war, stürzten sich die braven Grenadiere wie „grimmige Löwen", schreibt Legler, auf die nächsten Russen und brachen sich nach alter Väter Weise mit dem Bajonette die Bahn; eine Viertelstunde dauerte der Kampf mit der blanken Waffe, bis die Braven wieder Meister der nach dem Lager führenden Straße wurden. Aber dieses Gefecht kostete dem ersten Regimente etwa 150 Mann, unter welchen der tapfere Hauptmann Gilly, den eine der letzten Kugeln niedergestreckt hatte, sich befand; von den Zurückkehrenden waren 50 meist durch Bajonetstiche verwundet. Sobald die Kunde von diesem Kampfe im Lager bei Polotzk erscholl, herrschte die gröste Thätigkeit in den Vorbereitungen für die bevorstehende Schlacht. Die Bagagen wurden zusammengepackt und auf das linke Ufer der Düna geschafft. Die Nacht hindurch standen alle vorwärts Polotzk lagernden Truppen unter den Waffen, unaufhörlich kreuzten sich die Patrouillen. Die schweizerischen Offiziere, voll Freude, daß endlich der Tag kommen werde, wo sie ihre Thatkraft, ihren Muth würden beweisen können, harrten mit Ungeduld des grauenden Morgens. „Was meinst, Kamerad," lautete die Frage der vor der Front des Regimentes sich begegnenden Bekannten, „werden wir den Russen auch einmal zeigen, daß sie es mit Schweizern zu thun haben?" — „Schweizertreu

Der Kirchhof von Rostna.

ist all Tag neu!" erklang die Antwort; „wenn wir schon in geringer Zahl dastehen, so soll der Feind unsern Muth theuer bezahlen." Bei den Unteroffizieren und Soldaten herrschte dieselbe Stimmung; wenn sie sich auch nicht durch solche oder ähnliche Aeußerungen beurkundete. Ruhig bei den Wachtfeuern kauernd, ließen sie ihr Pfeifchen sich schmecken, sich bewußt, daß der Feind harte Arbeit mit ihnen bekommen werde. Der Vorpostenkampf hatte bei Allen, die bis dahin nur Zuschauer sein mußten, eine „wahre Gefechtlust" erweckt, das Verlangen, sich endlich auch einmal mit dem Feinde messen zu können.

Die Stadt Polotzk, am rechten Ufer der Düna gelegen, ist auf der Nord- und Westseite von einer ziemlich tiefen Schlucht eingefaßt, durch welche das Flüßchen Polota der Düna zufließt; längs der Südseite der Stadt strömt dieser Fluß. Vor der Ostseite dehnt sich eine weite Fläche aus. Die alten, unbedeutenden Stadtmauern von Polotzk waren ausgebessert und reichlich mit Geschütz versehen worden. Außerhalb der Stadt, namentlich auf der Ostseite, seinem rechten Flügel, hatte der Marschall eine große Zahl von Schanzen anlegen lassen, um das Korps vor Ueberraschungen der feindlichen Cavallerie zu sichern und um bei einem allfälligen Rückzuge über die Düna die Vertheidigung der Stadt und ihrer Umgebung zu erleichtern.

Wittgenstein rückte mit seinen 35,000 Mann, worunter freilich einige Tausend bloß mit Picken bewaffnete Milizen sich befanden, auf den beiden Ufern der Polota gegen die Stadt vor, in der Absicht, durch einen umfassenden Angriff sich derselben zu bemächtigen. Der Marschall St. Cyr dagegen traf seine Maßregeln in der Hoffnung, die durch die Schlucht der Polota getrennten feindlichen Flügel vereinzelt schlagen zu können. Zu diesem Behufe sollte die Brigade Condras, aus dem ersten und zweiten Schweizerregimente bestehend und den linken Flügel der französischen Aufstellung bildend, hier die Schlacht nur hinhalten und vor den Russen sich langsam gegen die Stadt oder hinter die Erdwerke zurückziehen, indeß der rechte französische Flügel die Russen auf dem jenseitigen Ufer der Polota schlagen würde. Die Vertheidigung der Stadt war dem vierten Schweizerregimente anvertraut. Als aber der russische Angriff erfolgte, wollten die Schweizer, in diesen Anordnungen einen neuen Beweis des Mißtrauens in ihre Tapferkeit erblickend, von einem sofortigen Rückzuge nichts hören. „Der Geist des Streites ergriff das Volk," wie Joh. Müller sagt.

Zweite Schlacht bei Polotzk.

Am 18. October fielen mit grauendem Morgen die ersten Schüsse auf den Vorposten der Schweizer, und bald knatterte dort ein lebhaftes Gewehrfeuer. Während die feindliche Infanterie mühsam durch den sumpfigen Wald sich wand, dessen Saum die schweizerischen Plänkler mit Hartnäckigkeit vertheidigten, vermochten die Artillerie und Cavallerie nur langsam auf der Straße vorzurücken, wo sie dem Feuer einer französischen Batterie ausgesetzt waren. Nach längerem Feuergefechte wurden endlich die Schweizer genöthigt, den Waldsaum zu verlassen und auf ihre Bataillone sich zurückzuziehen. Die Russen konnten nun ihrerseits Kanonen auffahren lassen und der französischen Artillerie antworten. Mit gewaltigen Hurrahrufen begrüßte die russische Infanterie das Auftreten ihrer Kameraden der Artillerie auf dem

Kampfplatze. Unverzüglich schritten nun die russischen Bataillone zum Angriffe gegen die Schweizer vor. Nicht gewillt, vor denselben zurückzuweichen, entwickelten sich diese, um den Kampf aufzunehmen, in Linie und eröffneten das Pelotonsfeuer. Nach einiger Zeit stellten sie dasselbe wieder ein, marschierten vorwärts und begannen das Feuer von Neuem; dann etwas gedrängt von dem Feinde, machen sie Kehrt, marschieren im feierlichen Ordinäreschritt, 75 Schritte in der Minute, etwas zurück, erstellen die Front und eröffnen ein mörderisches Rottenfeuer auf die nachstürmenden Russen, die hiedurch zum Rückzuge genöthigt werden. Mehrere Male wiederholten sie dieses Manöver, dessen Bewegungen so ruhig und so gemessen ausgeführt wurden, als ob es sich um eine Parade handelte, so daß französische Offiziere ausriefen: „Haben denn die Kerls den Teufel im Leibe, sie exercieren, als ob die Geschichte nur Spaß wäre.“ So mochte der Kampf einige Zeit hin und her gewogt haben, als plötzlich der Feind sein Feuer einstellte und dessen Reiter, Dragoner und Kosacken, mit lautem Hurrahrufen hervorbrachen. Im Augenblicke waren die Massen gebildet. Ruhig erwartete man den Anprall des Feindes; als aber die Pferde desselben noch etwa 70 Schritte von den Bajonetten entfernt waren, begrüßte sie eine so wohlgezielte Salve, daß Alles auseinanderstob und zurückwich. Sofort wurde die Marschordnung wieder hergestellt und der Rückmarsch begann von Neuem. Kaum hatten sie 150 Schritte zurückgelegt, als wieder die ganze russische Cavallerie auf sie lossprengte. Doch deren Hoffnung, die Schweizer überrumpeln zu können, war wieder vergeblich; wiederum trafen sie dieselben in voller Gefechtsbereitschaft und neuerdings wurden sie auf kurze Entfernung von ihrem Feuer empfangen. Vergeblich stürzten sich die von den Kugeln verschonten Reiter mit Heldenmuth auf die schweizerischen Quarrés — es klipperte dießmal tüchtig in den vorgestreckten Bajonetten der vorderen Reihen, sagt ein Mitwirkender; — die Gewehre waren von festen Händen gehalten, und mancher Russe sank von schweizerischer Faust getroffen. Nach schwerem Verluste mußte die feindliche Cavallerie den Rückzug antreten.

Nachdem auch dieser Anprall glücklich zurückgeschlagen, setzten die Schweizer ihren Rückmarsch fort, beständig von den Plänklern der feindlichen Reiterei beunruhigt. Kaum hatten sie Zeit zu wenigen Schritten, als diese zum dritten Angriffe sich ordnete, und dießmal erschien ihre Lage bedenklicher. Bereits hatten die zweiten Bataillone, durch starken Verlust geschwächt, mit den ersten sich vereinigt; nun zog sich auch noch das zweite, hart bedrängte Regiment auf das erste zurück, so daß die beiden verbunden nur eine etwas unförmliche Masse bilden konnten. So schwerfällig sie war, bewegte sie sich doch langsam, immer dem Feinde die Stirne bietend, fest aneinander haltend, gegen die Schlucht der Polota zu. Hier, als die Russen zum letzten Male in der Front und auf allen Seiten in wildem Anpralle das Quarré zu durchbrechen sich bemühten, schien es dem greisen Obersten Raguetli vom ersten Regimente, als ob die Masse zu wanken beginne. Da erscholl gewaltig seine Stimme: „Ihr Leut! Ihr Leut! bleibt stehen! weicht nicht zurück! bleibt stehen!“ Dieser Zuruf beseelte die Fechtenden mit neuem Muthe, es gelang, auch diesen Angriff zurückzuschlagen und die Schlucht

der Polota zu erreichen, jenseits welcher das in Reserve gebliebene dritte Regiment aufgestellt war. Die Versuche der Russen, die Schlucht zu erklimmen, scheiterten, als dieses, sowie das vierte Schweizer- und das Croatenregiment zu deren Vertheidigung herbeieilten.

Gegen Abend 5 Uhr endigte der Kampf. Allein das Schicksal der zahlreich zurückgelassenen Verwundeten, deren klägliche Hilferufe bis zu den Ihrigen tönten, erweckte deren Theilnahme. Bald fanden sich einige hundert Freiwillige, die sich derselben erbarmten und die Haut noch einmal dransetzen wollten; denn man mußte diese Unglücklichen den Kosacken entreißen, die fast zwei Drittheile des Schlachtfeldes besetzt hielten und sie als gute Beute betrachteten. Dank den glücklichen Anordnungen gelang es, etwa 250 Schwerverwundete in die Ambulance zu schaffen, ohne namhaften neuen Verlust zu erleiden. Dieses Verhalten der wackeren Mannschaft ist aber ein sprechender Beweis, wie innig sie mit einander theilnehmend verbunden war.

Auch auf dem anderen Theile des Schlachtfeldes, dem linken Ufer der Polota, war es den Russen nicht möglich geworden, einen Erfolg zu erringen. Marschall St. Cyr vermochte ihre Versuche, sich der Stadt Polotzk zu bemächtigen, siegreich abzuwehren, sie sogar zurückzutreiben, und ebensowenig war es ihnen gelungen, auf dem linken Dünaufer vorzudringen. Die bayerische Division unter General Wrede wies hier alle ihre Angriffe mit größter Tapferkeit zurück. Aber es hatte dieser Tag der französischen Armee schwere Verluste zugefügt; die beiden zu der Brigade Condras vereinigten Schweizerregimenter zählten an Todten und Verwundeten allein 52 Offiziere und 1100 Soldaten, so daß der Bestand der Brigade auf etwa 900 Mann herabsank.

Durch die Bewegungen der Russen auf dem linken Ufer der Düna wurde aber die Verbindungsstraße der Franzosen mit ihrer Hauptarmee ernstlich bedroht, und so sah sich St. Cyr genöthigt, die Stellung bei Polotzk aufzugeben und über den Fluß zurückzugehen. Gegen den Abend des 19. October begann der Rückzug der Franzosen auf das linke Dünaufer. Den Russen konnte dieß auf die Länge nicht verborgen bleiben; gegen Mitternacht eröffneten sie ein gewaltiges Bombardement gegen die Stadt, deren meist leicht gebaute Häuser bald in Flammen standen, und unternahmen gleichzeitig einen allgemeinen Sturmangriff von allen Seiten, um sich der französischen Artillerie und der Vorräthe zu bemeistern. Die Spitze der Sturmcolonnen bildeten die Petersburger Milizen, „arme Teufel von Bauern," wie Hauptmann Landolt von Zürich schreibt, „welche, nur mit Spießen bewaffnet, von ihren Popen angefeuert, sich zum Todtschießen hergaben." Die Vertheidigung von Polotzk lag dem dritten und vierten Schweizerregimente ob, und besseren Händen hätte sie nicht anvertraut werden können. Durch Pallisaden etwas geschützt, ließen sie die russischen Colonnen fast bis zur Mündung der Gewehre herannahen und jagten sie dann durch mörderische Salven zurück. Dreimal erneuerten die Russen, stets mit frischen Truppen, diese Angriffe, aber jedesmal scheiterten ihre Bemühungen an der Haltung der Schweizer. Diese begnügten sich sogar nicht, den Kampf zu erwarten: Oberst d'Affry stürzte sich mit dem vierten Regimente einer feind-

lichen Abtheilung mit gefälltem Bajonette über die Polotabrücke entgegen und warf sie in die Flucht. Erst als die ganze französische Armee das jenseitige Ufer erreicht hatte, begannen diese Braven die Stadt zu räumen; die allzusehr nachdrückenden Russen hielten sie sich durch Bajonettangriffe, theilweise auch durch die Anwendung des sog. Defiléfeuers vom Leibe, „gerade so," berichtete später Landolt, „wie wir es hier beim Exercieren machen." Als die Letzten das Ufer erreichten, begann man bereits die Brücken abzubrechen, so daß sie dieselben auf den Balken überschreiten mußten und Major Bleuler, der zu Pferde den Rückzug überwachte, nichts anderes übrig blieb, als sich in die Düna zu stürzen, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen. Das Pferd wurde durch eine feindliche Kugel getroffen, aber Bleuler gelangte glücklich zu den Seinigen.*)

Am linken Dünaufer wurden die Truppen gesammelt, welche, vom langen Kampfe ermüdet, mit Wunden bedeckt, dringend der Ruhe bedurften. Aber welche Ruhe konnte ihnen werden auf einem durchnäßten Boden, ohne Holz, um Feuer anzuzünden, ohne Nahrung, mit zerrissenen Kleidern, bei schon sehr empfindlicher Kälte und in der Nähe eines durch die letzten Erfolge ermuthigten Feindes! Die Reihen der Schweizerregimenter waren durch diese Kämpfe auf grausame Weise gelichtet worden: sie waren zu vier schwachen Bataillonen zusammengeschrumpft. In seinen Berichten über diese Schlacht aber zollte ihnen und ihren Führern Marschall St. Cyr gerechte Anerkennung, und dieß ist in dem Munde dieses gegen sich selbst strengen und daher mit persönlichen Lobsprüchen Anderer sehr sparsamen Mannes von großem Gewichte.

An seiner Stelle, der in der Schlacht verwundet worden, übernahm General Merle das Kommando über das Armeekorps und trat den Rückmarsch nach Süden an, um sich am 29. October mit demjenigen des Marschalls Victor zu vereinigen, das meistentheils aus Deutschen zusammengesetzt war. Marschall Victor, sich den Russen nicht gewachsen fühlend, begnügte sich, durch verschiedene Bewegungen, Märsche und Contremärsche dieselben während der nächsten vier Wochen hinzuhalten und sie über seine wahre Rückzugsstraße im Ungewissen zu lassen. Nach langen und ermüdenden Märschen langten die Schweizer am 24. November am linken Ufer der Beresina bei Borisow an.

Die Trümmer der großen Armee.

Hier trafen sie mit den Trümmern der aus Moskau zurückkehrenden großen Armee zusammen. Welch ein Anblick bot sich ihnen dar! Das II. Armeekorps hatte auch an Allem Mangel gelitten, mit mancherlei Elend zu kämpfen gehabt, sich schlagen müssen und doch niemals sich schlagen lassen; es hatte trotz seinem Rückzuge 24 russische Kanonen als Beute bis Borisow geschleppt und konnte immer noch 8000 Kampffähige dem Feinde entgegenstellen. Sie hatten gewähnt, die Armee, welche unter des Kaisers Befehlen stand, in ähnlichen Verhältnissen anzutreffen, und nun zog eine wüste, ungeordnete Bande an ihnen vorüber. „Die „Uniformen fast unkenntlich, keine Schuhe, keine Waffen, verbundene Köpfe, Hände und

*) Anmerkung. Das lebensvolle Bild, von Herrn Samuel Baur gezeichnet, welches das dießjährige Neujahrsblatt ziert, stellt dieses Rückzugsgefecht am 20. October dar.

„Füße, den Leib in Pelze eingehüllt, gräßlich abgemagerte Gesichter, viele derselben Mohren „ähnlich, aller Sorten Waffen unter einander gemischt, die Wenigen, die ihr Gewehr noch „trugen, hatten dasselbe in Lumpen eingehüllt. Die häßlichste Carricatur kann mit diesem „Aufzuge in keinen Vergleich kommen," so berichtet der Augenzeuge Lieutenant Legler. Nur wenige Korps bewahrten einigermaßen die tactische Ordnung; ungeordnet, regellos wälzte sich die Bande auf der Straße daher, Jeder nur auf die Erhaltung des eigenen Lebens bedacht, unbekümmert um die Uebrigen, taub gegen alle Vorstellungen.

Uebergang über die Beresina.

Napoleon hatte beabsichtigt die Beresina bei Borisow auf den dort stehenden Brücken zu überschreiten. Aber die von Süden her anmarschierende russische Armee unter Tschitschagoff war ihm zuvorgekommen und hielt dieselben besetzt. Alle Versuche der Franzosen, sich ihrer zu bemächtigen, waren erfolglos geblieben, so daß einige Stunden oberhalb bei Studjanka Laufbrücken mußten geschlagen werden.

Jeder Andere, als Napoleon, wäre in dieser Lage unbedingt verloren gewesen; den Weg nach Wilna schien Tschitschagoff zu versperren, von rückwärts drängte Korsakoff, dessen Kosacken sich bereits zeigten, und von Westen nahte Wittgenstein, welcher schon Abtheilungen auf das jenseitige rechte Beresinaufer vorgeschoben hatte. Wie konnte der Kaiser daran denken, dem gemeinsamen Angriffe dieser drei Korps mit seiner erschöpften und ermüdeten, theilweise aufgelösten Armee Widerstand zu leisten! Aber dieser gemeinsame Angriff erfolgte Seitens der Russen nicht. Selbst in dieser verzweifelten Lage, wo ein paar Kanonenschüsse hingereicht hätten, den Brückenschlag zu hindern und Napoleon mit allen seinen Leuten zum Gefangenen zu machen, selbst hier noch flößte des Kaisers Genie, seine Thatkraft, den Russen achtungsvolle Scheu ein, und mahnte sie zur Vorsicht. Sie fürchteten sich, den verwundeten Löwen aufs Aeußerste zu reizen, und unternahmen daher nichts Ernstliches gegen ihn. Sogar Wittgenstein, sonst so kühn, wenn er nur französische Marschälle vor sich hatte, schritt hier nur mit äußerster Behutsamkeit zum Angriffe. Wohl nie ist dem Genie eine so glänzende Huldigung dargebracht worden, als hier an der Beresina.

In Borisow fand eine zahlreiche Vertheilung von Ehrenkreuzen unter den Schweizern statt; der Kaiser hatte dießmal alle von den Korpskommandanten Vorgeschlagenen genehmigt. Schmerzvoll war aber für das erste Regiment, daß es hier den tapfern Obersten Raguetli, schwer erkrankt, zurücklassen mußte.

Am 26. November erhielt das II. Armeekorps den Befehl, die Brücken über die Beresina zu überschreiten. Mit lautem: „vive l'empereur!" defilierten die Truppen vor dem Kaiser, der an dem Zugange der einen hielt. Als die Schweizer herannahten und nahe derselben noch Halt machen mußten, fragte Napoleon den Divisionsgeneral Merle: „General, sind Sie zufrieden mit den Schweizern?" — „Ja, Sire," lautete die Antwort, „und auch Sie würden mit ihnen zufrieden sein, wenn sie ebenso ungestüm beim Angriffe wären, als sie hartnäckig in der Vertheidigung sind." — „Ich weiß es wohl," erwiederte Napoleon, „es sind tapfere Leute."

Am rechten Ufer der Beresina stellten sich die schwachen, je etwa 300 Mann zählenden Regimenter längs der Straße von Stachow nach Zambin in einem Walde auf und bezogen das Bivouac. Es herrschte eine so empfindliche Kälte, daß man die Gewehrläufe fast nicht anrühren konnte. Der Boden war mit Schnee bedeckt. Die Division, welcher die Schweizer zugetheilt worden, bildete an diesem Tage die Reserve eines Armeekorps, aus den Trümmern der Korps von Ney und Oudinot gebildet, bestimmt, die Straße nach Zambin und Wilna gegen die von Süden her dringenden Russen zu vertheidigen. Die beiden ersten Divisionen hatten genügt, den Feind von den Ufern zu vertreiben und zurückzuwerfen. Der 27. November verstrich hier ohne Kampf, nur von Weitem hörte man Kanonendonner. Am Morgen des 28. spazierten Kommandant Blattmann vom ersten Regimente und Lieutenant Legler auf der Straße längs des Bivouacs; da äußerte der erstere den Wunsch, Legler möchte ihm wieder einmal sein Lieblingslied singen: „Unser Leben gleicht der Reise". Dieser begann sogleich, bald gesellten sich noch andere Offiziere zu ihnen, und die Morgenstunde verstrich rasch unter hellem und frohem Gesange: durch den schneebedeckten russischen Wald hallten die heimischen Melodieen. Der Gesang der Schweizer bei der Beresina.

Dort unten an den Ufern des Flusses wogten und flutheten Tausende in wilder Verzweifelung, in gräßlichster Todesangst, zu regellosen Haufen zusammengeballt, gegen die Zugänge zu den Brücken; nur auf die Erhaltung des eigenen Lebens bedacht, suchte Jeder sich des Nächsten zu entledigen, um dessen Platz einzunehmen; alle Bande der Ordnung, der Menschlichkeit sind aufgelöst. Hier oben aber, wenige Minuten von dem Schauplatze dieser Gräuelscenen entfernt, hält ein Häuflein Schweizer, zum Tode geweiht, des Todes gewiß, und gedenkt singend des schönen Vaterlandes!

Da saust eine Granate über ihre Köpfe, mit teuflischem Geräusche, berichtet Legler, und ruft die Singenden zur Wirklichkeit zurück. Es ist neun Uhr Morgens. Ordonnanzen bringen den Befehl zum Vormarsch. Die Blutarbeit beginnt. Kaum einige hundert Schritte vor der bisherigen Stellung stoßen die Schweizer auf den rasch in Massen vordringenden Feind und bald sind ihre schwachen Abtheilungen gezwungen, vor dem übermächtigen feindlichen Feuer sich in Jägerketten aufzulösen, um dasselbe mit einigem Erfolge erwiedern zu können. Bei der geringen Entfernung, auf welche man sich gegenüber stand, erlitten die Schweizer empfindliche Verluste; das Offizierskorps derselben wurde durch die wohlgezielten Schüsse der Russen furchtbar gelichtet: in rascher Folge sank ein Chef des ersten Regimentes nach dem andern. Die russische Südarmee unter Tschitschagoff, welche ihnen hier gegenüber stand, machte die gewaltigsten Anstrengungen, um das an den vorangegangenen Tagen Versäumte nachzuholen und die Straße nach Wilna und zu den Brücken, auf denen die Trümmer der französischen Armee sich bewegten, zu gewinnen; allein mit ebensoviel Hingebung vertheidigten die Schweizer den ihnen angewiesenen Posten. Die Patronen beginnen zu mangeln. Immer mehr Leute treten aus der Feuerlinie zurück: „gebt uns Patronen!" erscholl es von allen Seiten. Die Schlacht.

Da eilt Lieutenant Legler zu dem in der Nähe haltenden General Merle, stellt ihm

die traurige Lage vor und bittet um die Ermächtigung, den Feind mit dem Bajonette anzugreifen. Die Bewilligung wurde ertheilt; bald rollte auf der ganzen Linie der Sturmmarsch und mit wildem Rufen stürzten im Sturmschritte die Schweizer vorwärts. Der viel stärkere Feind, durch dieses entschlossene Vorrücken erschreckt, kehrt den Rücken und weicht auf etwa eine Viertelstunde Entfernung zurück. Da kommt ihm die Cavallerie zu Hilfe und sprengt gegen die dünne schweizerische Jägerlinie vor. Doch rasch werden die Massen gebildet und mit wohlgezielten Schüssen die allzu hitzig vordringenden Dragoner zum Umkehren gezwungen. Inzwischen war etwas Munition auf den Platz gebracht worden; allein sie reichte nicht hin, um das Feuergefecht genugsam zu unterhalten. Noch dreimal mußte der Feind mit dem Bajonette zum Weichen gebracht werden. Bei einem dieser Ausfälle machten sie, unterstützt durch ein tapferes französisches Kürassierregiment, das getreulich zu ihnen hielt, fast mehr Gefangene, als sie selbst Streiter zählten.

Endlich trat eine Pause ein; das aus Polen gebildete zweite Treffen rückte vor, so daß die Munition in ausreichender Weise ergänzt werden konnte. Kaum war aber dieses Geschäft beendigt, als der Kampf von Neuem losbrach. Die Polen waren nach kurzem Widerstande zurückgedrängt worden, und wieder lag den Schweizern die harte Arbeit ob, hier die Russen von weiterem Vordringen abzuhalten. Im heftigsten Kanonen- und Gewehrfeuer halten sie unerschütterlich auf ihrem Posten fest bis tief in die Nacht, bis der Feind selbst seine Angriffe einstellte. Da kein französischer General, von denen viele verwundet, einige erschossen waren, sich zeigte, äußerten Abends einige Offiziere gegenüber dem das dritte Regiment befehlenden Hauptmann Donats die Ansicht, man werde sich wohl zurückziehen dürfen. Aber dieser erwiederte lakonisch: „Je n'ai pas d'ordres“ (ich habe keinen Befehl hiezu), und so harrte man aus, trotz den schweren Opfern, welche dieser Kampf kostete. Mehr als tausend tapfere Schweizer bluteten hier für die Rettung des Kaisers. Kein Lied singt von ihnen, fast keine Geschichtsbücher erwähnen ihrer, — fälschlicher Weise wird ihre That ausschließlich den Polen zugeschrieben — und doch sicherte ihre Aufopferung den Rückzug der Armee. Am Abend des 28. November betrugen die Ueberreste der vier Regimenter, die Leichtverwundeten inbegriffen, wenig über 300 Mann. Sechs Bivouacfeuer reichten für das erste Regiment hin. General Merle begrüßte diese Ueberreste mit den Worten: „Tapfere Schweizer, jeder von Euch hat das Kreuz der Ehrenlegion verdient.“ — Am 29. November begann der Rückmarsch nach Wilna, wobei die wenigen Uebriggebliebenen der Nachhut unter Marschall Ney beigegeben wurden, welcher sich bemühte, die Russen etwas in ihrer Verfolgung aufzuhalten. Aber nach Wilna löste jeder Korpsverband sich auf; die Kälte erreichte einen so fürchterlichen Grad, daß die gänzliche Auflösung des Heeres dadurch herbeigeführt wurde. Jeder Offizier und Soldat gieng vereinzelt seines Weges, so weit ihn täglich die Füße trugen, oder so lange er sich auf denselben halten konnte und nicht umfiel; denn dann war er unrettbar dem Tode verfallen. Die Schreckensscenen, welche dieser Rückzug mit sich brachte, sind zu oft geschildert worden, als daß ihrer hier erwähnt zu werden brauchte. Wohl aber

muß hervorgehoben werden, daß die Schweizeroffiziere, von welchen eine verhältnißmäßig große Zahl dem Tode entrinnen konnte, ihre Rettung namentlich der Thatsache verdanken, daß sie, glücklicher als ihre Kameraden der andern Korps, nicht ganz allein blieben, sondern daß zu den Meisten ein treuer Soldat sich als Begleiter gesellte, bei ihnen aushielt und durch Hilfleistungen sie vor dem Tode bewahrte. So erzählte der bereits erwähnte Lieutenant Salomon Hirzel, er verdanke seine Rettung hauptsächlich der Erlaubniß, die ihm sein getreuer Begleiter gewährte, zeitweilig sich eine Strecke weit an dessen Tornisterriemen halten zu dürfen. Diese Erlaubniß sei ihm aber nur ertheilt worden gegen die Zusicherung, den Tabak, welchen er kaute, nicht wegzuspucken, sondern dem Begleiter zum Nachgenuß zu überlassen!

Zu Marienburg in Preußen sammelte man die vereinzelt nachkommenden Schweizer. Alle hatten bei ihrer Ankunft auf preußischem Boden freundliche Aufnahme gefunden; den dortigen Landesbewohnern war ihr gutes Verhalten beim früheren Durchmarsche in dankbarer Erinnerung geblieben. Das erste Regiment unter Hauptmann Rösselet zählte nun 57 Mann, das vierte unter Major Bleuler 60, die andern beiden im gleichen Verhältniß. Von hier gieng der Marsch nach Küstrin, wo die wenige diensttaugliche Mannschaft der Festungsbesatzung zugetheilt wurde. Die Offiziere und Unteroffiziere wurden zu den Regimentsdepots nach Frankreich beordert. Was hier im Ganzen von kriegestüchtiger Mannschaft mit Einschluß der Rekruten sich ausscheiden ließ, belief sich im Jenner 1813 auf höchstens 800 Mann.

Es wäre unmöglich gewesen, ohne Einführung der Conscription oder ohne sonstige Zwangsmaßregeln die Regimenter auf denjenigen Bestand zu ergänzen, welchen sie laut Vertrag aufweisen sollten, und die Verhältnisse Anfangs 1813 lagen nicht der Art, daß Napoleon daran denken konnte, durch ein solches Begehren die schweizerische Bevölkerung zu reizen. Sie wurden daher jedes auf ein Kriegsbataillon und auf ein Depotdetachement reduciert. Es hört aber mit dem russischen Feldzuge, mit den Schlachten bei Polotzk und an der Beresina, die Kriegsgeschichte der „rothen" Schweizer auf, soweit sie mit den großen Ereignissen jener bewegten Zeit verbunden ist. In der Folge traten sie nie mehr als eine geschlossene Schaar in einer Feldschlacht auf; nur vereinzelt wurden die wenigen Bataillone in verschiedenartiger Weise verwendet.

Festungskrieg.

Mit Anfang Mai 1813 waren drei Bataillone, durch einzelne Rekrutenzuschübe ergänzt, soweit organisiert, daß sie unter Oberst Abyberg, vom zweiten Regimente, zu einer Halbbrigade vereinigt werden konnten, welche nach Holland abgesandt wurde und hier die Bevölkerung im Zaume halten sollte. Im September 1813 erhielt sie den Befehl, nach Westphalen vorzurücken zur Sicherung der von den Kosacken und andern Streifkorps bedrohten Rückzugs- und Verbindungs-Straßen der in Sachsen fechtenden französischen Armee. Ein Bataillon unter Dufresne kam nach Bremen, um hier mit einigen Trümmern französischer Regimenter die Besatzung zu bilden. Als am 13. October das fliegende Streifkorps unter dem russischen General von Tettenborn diese Stadt erreichte und deren Erstürmung versuchte, wurde die schweizerische Voltigeurkompagnie dieses Bataillons unter Hauptmann Segisser von

Luzern mit einigen aus französischen Rekruten gebildeten Abtheilungen den Feinden vor die Stadt entgegengesandt. Allein bald nahmen die Franzosen den Reißaus und die Schweizer vermochten, trotz tapferer Gegenwehr, der Uebermacht nicht zu widerstehen; von den hundert, die ausgerückt waren, kehrten bloß zehn unter Lieutenant Favre zurück. Dennoch hielt sich die Besatzung so gut als möglich noch einige Zeit, bis die Munition zu Ende gieng, worauf eine ehrenvolle Capitulation abgeschlossen wurde, welche der Mannschaft die Rückkehr nach Frankreich ermöglichte.

Nach der Niederlage von Leipzig, als alle bisher mit Napoleon verbündeten Fürsten ihn und seine Sache im Stiche ließen, und massenweise die unter französischen Fahnen kämpfenden Spanier, Croaten, Portugiesen, selbst Polen zu den Verbündeten übergiengen, hatte er sich veranlaßt gesehen, alles, was sich noch von Fremden in der französischen Armee eingereiht fand, auszuscheiden, zu entlassen oder nach Umständen als Kriegsgefangene zu behandeln. Nur bezüglich der Schweizer machte er eine Ausnahme. „Diesen, hieß es in einem Erlasse vom November 1813, will ich noch trauen.“ Und er verrechnete sich wahrlich nicht, als er sich auf ihre Pflichttreue verließ. Die einzelnen Bataillone, oft auch nur einzelne Kompagnieen wurden zu Besatzungen in den verschiedenen Festungen verwendet; im Ganzen mochten sie etwa 4000 Mann stark gewesen sein. Das Kriegsbataillon des ersten Regimentes hatte sich General Merle angelegentlich zur Verstärkung der Besatzung von Mastricht erbeten, wo er als Festungsgouverneur kommandierte. Es betheiligte sich rühmlich bei mehreren Ausfällen, hatte aber mehr von Krankheiten, als vom feindlichen Feuer zu leiden. Das Bataillon des zweiten Regimentes kam nach der Festung Schlettstadt und focht bei verschiedenen Ausfällen gegen seine früheren Waffengefährten, die Bayern. Diese verspürten es, nach den Aussagen eines bayerischen Offiziers, jedesmal sofort, wenn die Schweizer an einem Ausfalle Theil nahmen. Vom dritten Regimente waren Kompagnieen in Wesel und Minden, vom vierten in Delfzyl, wo factisch Oberstlieutenant Bleuler das Festungskommando führte und mit gewohnter Energie die Vertheidigung leitete. Bei einem Ausfalle erstürmte er eine feindliche Redoute, wobei er verwundet wurde. Die Depotskompagnieen des ersten und vierten Regimentes befanden sich bei der Besatzung von Metz, diejenigen des dritten Regimentes in Landau. Keine dieser Festungen hatte eine ernstliche Belagerung durchzumachen; sie wurden von dem Feinde lediglich eingeschlossen und die Besatzung fand Gelegenheit, vermittelst energisch unternommener Ausfälle ihre Vorräthe an Lebensmitteln aus der Umgegend zu ergänzen.

Das in Küstrin verbliebene Detachement wurde durch die aus Mangel an Lebensmitteln erfolgte Uebergabe dieser Festung am 7. März 1814 kriegsgefangen. Alle übrigen Festungen wurden erst nach beendigtem Kriege im April 1814 übergeben und den Schweizern kundgethan, daß sie von nun an die weiße Kokarde zu tragen und dem Könige Ludwig XVIII. den Eid der Treue zu leisten haben. Es war für die meisten eine gewaltige Ueberraschung; in ihren Festungen eingeschlossen, hatten sie nur unsichere Kunde empfangen von dem, was draußen vorgieng, und zweifelten nicht daran, daß Napoleon schließlich doch Sieger bleiben

würde. Namentlich dem gemeinen Soldaten kam es ganz wunderbar vor, daß die Franzosen, die vor 20 Jahren ihren König geköpft und erklärt hatten, keinem mehr gehorchen zu wollen, nun den Kaiser im Stiche ließen und den Bruder des Hingerichteten zum Könige machten. Doch war es ihm einstweilen sehr angenehm, aus den Festungskäfigen herauszukommen, und als in der Folge die Soldrückstände ausbezahlt wurden und alles seinen geregelten Gang wieder gieng, befreundete er sich rasch mit der neuen Ordnung. Auch die Offiziere begrüßten im Ganzen diese Wendung der Dinge. Wenn sie auch mit Begeisterung der Fahne Napoleons gefolgt waren, dessen Feldherrntalent sie mit Bewunderung erfüllte, so hatte doch dessen Benehmen gegen ihr Vaterland sie oft mit Sorge erfüllt; durch seinen Sturz schien nun die Gefahr einer Unterjochung desselben beseitigt zu sein. Andere wiegten sich in der Hoffnung, die gute alte Zeit werde wiederkehren und den Schweizern die bevorzugte Stellung wieder eingeräumt werden, welche sie früher unter dem Hause Bourbon in der französischen Armee eingenommen hatten.

Wir schließen hier den Bericht über die Schicksale der „rothen Regimenter". Das letztjährige Neujahrsblatt hat bereits das schöne Benehmen der Schweizer nach der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Gebühr gewürdigt, so daß wir hier darauf nicht zurückkommen können. Doch muß zum Schlusse nochmals hervorgehoben werden, daß unser Vaterland diesen tapfern und pflichtgetreuen Soldaten vielen Dank schuldet.

Der König von Bayern hat ihren Waffengefährten, den im russischen Feldzuge gefallenen bayerischen Soldaten eine Denksäule errichten lassen, mit der Inschrift: „Auch sie starben den Tod fürs Vaterland." Von den Schweizern kann das Gleiche gesagt werden: ihrer Tapferkeit und ihrer Treue haben wir es zum guten Theile zu verdanken, daß Napoleon die Schweiz fortbestehen ließ. Wir wollen kein vergängliches Denkmal ihnen erstellen; wenn unsere Jünglinge aber zu jeder Zeit, namentlich in der Stunde der Gefahr, durch ihr Beispiel sich begeistern lassen und beweisen, daß die Tugenden, welche jene Männer ausgezeichnet, im Schweizervolke noch nicht erstorben sind, dann bedarf es weder Stein noch Erz, um ihr Andenken fortleben zu lassen.

Anreihend an diese Erzählung möchten wir noch eines Mannes gedenken, welcher, aus den Schweizerregimentern hervorgegangen, in seinem spätern Leben für das schweizerische Wehrwesen Bedeutendes geleistet hat. Die wenigsten der in napoleonischen Diensten gestandenen Offiziere nämlich trugen späterhin wesentlich zur Verstärkung und zur Ausbildung des vaterländischen Heerwesens bei. Einige verachteten die Milizsoldaten, hatten kein Zutrauen zu ihrer Leistungsfähigkeit; anderen mangelte es, bei aller redlichen Gesinnung und aller Tapferkeit, an der Fähigkeit, ein höheres Kommando, als dasjenige eines Bataillons zu bekleiden; äußerte sich doch einst der tapfere Hauptmann Landolt, er würde sich wohl getrauen, eine Brigade zu führen, nur müßte man ihm keine Kanonen geben, die wären ihm im Wege. Das militärische Wissen beschränkte sich bei Vielen auf das Studium der Reglemente und auf die erworbene Routine; und Manchem flößte der Anblick eines Buches einen leichten

Schauder ein. Um so mehr verdienen daher jene Wenigen unsere Beachtung, welche Willenskraft genug besaßen, alle Vorurtheile abzustreifen, mit den Gewohnheiten des lustigen Feld- und Garnisonslebens entschieden zu brechen, durch emsige geistige Arbeit die erworbenen Erfahrungen zu erweitern, die Dienstroutine durch wissenschaftliche Ausbildung zu umfassender Kenntniß der Kriegswissenschaft umzuschaffen, — um dem Vaterlande nützlich sein zu können.

Oberst Johannes Wieland.

Wir haben bereits oben des verdienten Artillerieobersten Salomon Hirzel von Zürich erwähnt. Auch Basel stellte der Schweiz einen solchen Mann in dem Obersten Johannes Wieland, über welchen hier einige Notizen noch folgen sollen.

Auf seinen Lebensgang hatte, nach seinen Mittheilungen, ein Besuch bei Verwandten in Paris während des Jahres 1804 entscheidend eingewirkt. Napoleon stand damals auf dem Höhepunkte seines Glanzes. Der Anblick der herrlichen Truppen der Garden und des allgemein bewunderten Kaisers, alles dieß bewirkte, daß in dem lebhaften Knaben der Wunsch rege wurde, dessen Fahnen als Soldat zu folgen. Allein es kostete Mühe, von den Eltern die Erlaubniß hiezu zu erhalten. Der Vater gewährte ihm zwar die Bewilligung, schon mit dem 15. Jahre als Unterlieutenant in die Miliz einzutreten, doch sollte er auf einem Comptoir die Handlung erlernen, obschon der Theoriesaal, der Fechtboden und die Reitschule für ihn mehr Reiz hatten, als die Schreibstube. Endlich im Jahre 1807 bewirkte ein drolliges Ereigniß, daß seinem Drängen nachgegeben wurde. Der Dreierherr und Staatsrath Stähelin, auf dessen Comptoir Wieland mit einem Auftrage seines Hauses erschienen war, hatte ihn nach damaliger Sitte mit Er angeredet, der heißblütige Lieutenant aber dieß als Beschimpfung seines Standes aufgenommen und in einem groben Briefe den gestrengen Staatsrath auf Pistolen gefordert. Nun mußte auch die Mutter einsehen, daß der „Hänsi" zum Regimente besser passe, als zum Kaufmannsstande, und im April 1807 erhielt er, 16 Jahre alt, sein Brevet als Oberlieutenant beim zweiten Regimente, wodurch er „der Glücklichste der Sterblichen" wurde. Seine Energie wurde bald auf eine ernste Probe gestellt. Im Mai mußte er einen Transport von 200 Rekruten von Besançon nach Marseille geleiten, allein, ohne daß ein Unteroffizier ihm beigegeben wurde. Die Sache lief gut ab und er erhielt den Befehl, das Detachement als Kompagnie zu organisieren. „Das gab Arbeit genug," schreibt er, „bis die verzweifelte „Verwaltung in Ordnung, bis meine Leute bekleidet, bewaffnet und ausgerüstet waren. Manchen „Schweißtropfen kostete es und — leider auch manchen Fluch."

Im October folgte er, wie oben erwähnt, seinem Bataillone nach Spanien, wo er alle Feldzüge bis zum zweiten Einfalle nach Portugal mitmachte, und wo ihn seine Ernennung zum Hauptmanne traf.

Im Anschlusse an die oben gebrachten Schilderungen Spaniens und des Krieges dürften hier noch einige Auszüge aus seinem Tagebuche ihren Platz finden. Nicht ohne Interesse ist seine Schilderung der Zustände vor Ausbruch des Krieges, wo Niemand recht wußte, zu welchem Zwecke die Franzosen eigentlich im Lande seien, diese so wenig, als die Spanier:

Schilderungen aus Spanien.

„Wir waren als Alliirte daselbst, aber hart auf der Wacht vor dem Kommenden. „Auf unserem Marsche erreichten wir Valladolid, eine große, schlecht gebaute Stadt, fast so „viel Klöster als Häuser, fast so viel Priester und Nonnen als Einwohner. Was diese „Geistlichen am meisten mißstimmte und folglich auch die Einwohner gegen uns reizte, war, „daß man, beim gänzlichen Mangel an Kasernen, die Truppen in die geräumigen Klöster „unterbrachte. So waren fast alle Klöster Valladolids in Militärquartiere oder Spitäler „umgewandelt. Der Offizier war beim Bürger einquartiert; wir empfiengen die Lebensmittel „in natura und vereinigten uns zu fünf bis sechs, um Ordinäri zu machen. Wir lebten „ziemlich schlecht und langweilten uns wie die Obelisken. Ich war bei einem großen Herrn „einquartiert, Don Francesco de B., dem ich zu gefallen schien. Oft frühstückte ich mit „meinem Kameraden bei seinem Quartierträger, einem Erzbischofe von Peru oder Mexiko; „es war ein großes Haus; es gieng für einen geistlichen Hof recht lustig dabei zu. Auch „einen schweizerischen Pastetenbäcker entdeckten wir in Valladolid; wir sprachen ihm fleißig zu. „Abends schleppten wir unsere Langeweile ins Theater."

Bereits im Jenner 1808 begann das Volk sich zu regen, und sprach man drohend von der bevorstehenden Niedermetzelung der Franzosen. In einer dieser Emeuten war Wieland ein Hauptacteur. „Ich kam," schreibt er, „von der Kaserne her, als ich den Ruf vernahm: „aux armes, aux armes! on massacre les français! Ich drang mit einigen Offizieren „auf den Platz Major. Ein Pöbelhaufe verfolgte einige unbewaffnete Soldaten; sie hielten „bei uns und keuchend sagten sie uns, ein Sergeant und mehrere Soldaten unseres Regi- „mentes seien tödtlich verwundet worden. Wir riefen dem Pöbel zu, er solle sich zurückziehen; „die Rasenden verhöhnten uns; wir zogen die Säbel und drangen auf sie ein. Mein erster „Hieb trennte ein Ohr und die halbe Wange eines Spaniers von seinem Haupte. Die „Wache kam heran und rettete mich aus dem wüthenden Haufen, der mich umtobte. Weitere „Truppen rückten herbei; schon senkten sich die Läufe, um Feuer zu geben; die Soldaten „wünschten einen Konflikt — als der Alcalde mit der ganzen Geistlichkeit in Prozession „herbeikam und den Frieden wieder herstellte. Die Bevölkerung Valladolids war durch die „Priesterschaft grenzenlos erbittert gegen uns: noch wußte man nicht, in welcher Absicht wir „hier seien: man mißtraute uns aber."

Der Grundton, welcher in seinem Tagebuche vorherrscht, ist ein gesunder, frischer Soldatenhumor, der in guten, wie in schlimmen Tagen sich immer gleich bleibt. Mitten in einer Schilderung eines angestrengten Marsches erinnert er sich der Abentheuer Don Quichotes: „Ich darf hier nicht vergessen, daß wir auch durch das berühmte Tobosa gekommen sind, aber „umsonst suchten unsere Blicke die Dulcinea's; das Geschlecht scheint ausgestorben zu sein."

Die Gefechtserzählungen sind begreiflicher Weise durchschnittlich kurz gehalten; dagegen werden alle sonstigen wichtigen Ereignisse, die ihnen auf dem Marsche zustießen, getreulich vorgemerkt. So berichtet er, als sie unter Marschall Soult die Engländer nach Corunna verfolgten, über eine echt englische Kriegslist, wodurch sie die Franzosen überraschten und Dank

welcher sie einige Zeit gewannen, um einem schweren Verluste zu entgehen: „Unsere Dragoner „jagten dicht hinter den Engländern her, denen das Terrain nicht günstig war, so daß sie „schwere Verluste befürchten mußten; da ließen sie ein paar Geldfourgons stehen, zerschlugen „die Geldfässer, so daß die blitzenden Goldstücke auf die Erde rollten, und giengen weiter; „es sollen bei zwei Millionen gewesen sein. Unsere Reiter stürzten sich auf das Geld, wie „sie es sahen, und beluden ihre Pferde damit. Die Nachfolgenden thaten das gleiche. Man „verlor damit fast eine Stunde. Die Engländer benützten die Zeit, um eine vortreffliche „Stellung zu beziehen."

Einige Wochen später hatte Wieland, mit der Ueberbringung wichtiger Depeschen in das Hauptquartier einer benachbarten Division beauftragt, alle die Gefahren zu bestehen, denen einzeln reisende Soldaten und Offiziere in Spanien ausgesetzt waren. Er selbst giebt folgende frische Schilderung dieses wilden Rittes: „In Portevedra, berühmt für die Fein„schmecker durch seine prächtigen Austern, wurde ich mit zwei andern Hauptleuten bei einer „alten Marquise von Monteleone einquartiert, welche im Anfang möglichst unartig war. Am „Ende mußte sie uns doch ein ordentliches Souper servieren und gestehen, daß die Franzosen „keine solchen Teufel seien, wie man sie geschildert. Prächtige Betten luden zur Ruhe ein, „allein noch lag ich keine Stunde darin, als meine Ordonnanz mich weckte und mir den „Befehl brachte, ich solle mich augenblicklich zum Divisionsgeneral begeben. Derselbe übertrug „mir eine wichtige Mission und gab mir seine Depeschen; zwei Jäger zu Pferd und ein „Führer stunden bereit, und hinaus stürmten wir in die schwarze Nacht; ein grimmiger „Sturmwind peitschte uns den strömenden Regen ins Gesicht; der Koth war zum Versinken „— kurz lauter Umstände, die einen anständigen Menschen rasend machen können. Kaum „hatten wir unsere Vorposten hinter uns, als uns das spanische Quien viva entgegengellte. „Da wir nicht antworteten, so krachten ein paar Schüsse, eine Kugel traf das Pferd meines „Jägers — wir stürmten den Säbel in der Faust drauf los, Alles war verschwunden. Noch „zweimal wurden wir auf gleiche Weise begrüßt; niemals hielten jedoch die Burschen Stand, „um uns den Gebrauch unserer Säbel zu erlauben. Endlich um 4 Uhr Morgens kam ich „im Hauptquartier des Generals Laborde an, wo ich meine Depesche abgab. Ich mußte eine „Scheune aufbrechen lassen, um unsere Pferde unterzubringen. Tags darauf kehrte ich nach „Portevedra zurück; unsere Division war bereits abmarschiert; ich fand nur noch den Haupt„mann D., der mich überredete, den Tag hier zuzubringen. Den folgenden Morgen reisten „wir der Division nach; wir waren mutterseelenallein auf dem ganzen Wege. Es dämmerte „bereits, ohne daß wir ein Dorf zum Nachtquartier finden konnten. Endlich stießen wir auf „einen Marketender mit seinem Wagen, welcher ebenfalls ein Obdach suchte; da der Bursche „Lebensmittel hatte, so waren wir bald mit ihm und seinem guten deutschen Weibe einig, „daß wir zusammenhalten wollten. Wir entdeckten ein kleines, einsames Haus, das leer stund; „bald sprudelte der Kessel über dem Feuer, als der Eigenthümer sich einfand und gegen „unsere Besitznahme, namentlich aber gegen unsere Fouragierung für unsere armen Gäule

„protestieren wollte. Allein wir waren die Stärkeren; er lief davon und drohte mit der „Rache. Wir verbarrikadierten die Thüre und rüsteten die Waffen. Ganz angekleidet warfen „wir uns aufs Stroh. Gegen Mitternacht sollten die Drohungen unseres Hauseigenthümers „in Erfüllung gehen. Eine Handvoll Bauern suchten die Thüre einzuschlagen. Ich schoß „meine Pistole ab, und ein entsetzlicher Jammerschrei sagte uns, daß meine Kugel getroffen. „Wüthend erneuerten sie ihre Versuche; wir machten jedoch einen Ausfall, ein paar Schüsse „und Säbelhiebe jagten unsere Feinde in wilde Flucht und verleideten ihnen alle Gelüste des „Wiederkommens. Am 11. trafen wir in Tuy die Division."

Ueber sein Leben in Spanien berichtet er folgendes: „Während der ganzen Campagne „seit bald 18 Monaten hatte ich den besten Humor bewahrt; gesund, kräftig, sorglos wie „ein Fisch, ertrug ich die grösten Entbehrungen, die ärgsten Anstrengungen mit freudiger „Geduld. Ein lustiger Abend im Kreise der Freunde und um den Schlauch von feurigem „Wein, entschädigte für zehn Nächte im Bivouac im Regen, für angestrengte Märsche, für „das Leben auf den Vorposten ohne Feuer und ohne einen Bissen Brod. Ich war mit einem „Wort glücklich; das wilde, unabhängige Leben entzückte mich — erst seit dem Tage von „Alexia packte mich das Fieber; ich schleppte meinen kranken Leib von Bivouac zu Bivouac, „ohne andere Arznei, als Glühwein. Abwechselnd litt ich fürchterlich, manchmal aber auch „war ich fast besinnungslos. Den 10. wurde ich in das Spital von Monterey gebracht mit „drei andern schweizerischen Kameraden; aber auch hier war wenig Hilfe; das Lazaretfieber „raste, viele der Aerzte lagen selbst darnieder; als Arznei gab man schlechte Fleischbrühe mit „Wein vermischt. Bald darauf wurden wir nach Chaves evacuirt; ich fand Unterkunft in „einem halbverfallenen Haus, dessen einziges Mobiliar in ein paar Strohschütten bestund. „Mir folgten vier kranke Soldaten meiner Kompagnie, die ich herzustellen und mit ihnen „unser Korps wieder einzuholen hoffte; zwei andere blieben zu meiner Bedienung hier."

Sein Gesuch, der Colonne zu Pferde zu folgen, auf welchem er sich würde festbinden lassen, wurde abschlägig beschieden, da die Infanterieoffiziere keine Pferde nach Portugal mitnehmen durften. So mußte er sich bequemen, mit andern Leidensgefährten in dem Spitale zu Chaves zu verbleiben.

In dieser kleinen Feste blieben unter einem französischen Kommandanten etwa 800 Kranke aller Truppenabtheilungen und 60 Mann Besatzung zurück. Bereits am Abend des Tages, an welchem die Armee Soults deren Umgebung verlassen hatte, wurde die Stadt von den Portugiesen umringt; die Besatzung, zu schwach, die ganze Umfassung zu besetzen, zog sich in ein kleines Fort zurück, welches bestmöglichst in Vertheidigungszustand gesetzt wurde. Was von Kranken sich schleppen konnte, folgte dorthin; die 200 Zurückbleibenden wurden von den Portugiesen niedergemetzelt. Das Angstgeschrei der Unglücklichen hallte über die Stadt hinaus. In diesem mit Waffen, Geschütz und namentlich Lebensmitteln überaus schlecht versehenen Neste hielt sich die wackere Schaar volle acht Tage gegen eine zahlreiche

portugiesische Abtheilung. Alle Kranken, die irgendwie zum Dienste noch kräftig schienen, mußten bei der Vertheidigung mitwirken.

Wieland, der den Befehl über die gefährdetste Bastion erhalten hatte, ließ sich von seinen Soldaten auf den Wall tragen; eingehüllt in Mantel und Decke, auf dem Boden liegend und vom Fieberfroste geschüttelt, kommandierte er seine kleine Schaar. Als eines der ersten Opfer des Kampfes fiel sein treuer Diener, der mit den Worten: „Kameraden, Ihr müßt Euch wehren bis zum Tode!“ von seinen Leidensgenossen Abschied nahm. Die Nahrung bestund aus einem Pfunde mageren Pferdefleisches und sechs Unzen Mehl, — dieß wurde zusammen gekocht und, da das Salz fehlte, mit Kanonenpulver gewürzt. Hiedurch, sowie durch ganz verdorbenes Trinkwasser, steigerte sich die Zahl der Kranken von Tag zu Tage, so daß es bald an Leuten fehlte, sie zu pflegen. Hilfe von außen war keine zu erwarten; denn alle Versuche, dem Marschall Soult Nachrichten zu senden, wurden durch die Portugiesen vereitelt. So blieb endlich nichts anderes übrig, nachdem in Zeit von wenigen Tagen fast ein Drittel der Besatzung gestorben war, als das Fort zu übergeben.

Laut den Bedingungen der Uebergabe hätte die Besatzung in eine portugiesische Festung verbracht und dort bewacht werden sollen, um gegen portugiesische Gefangene ausgewechselt zu werden; allein diese Zusicherung wurde ihr so wenig gehalten, als das Versprechen, den Einzelnen das Privateigenthum zu lassen. Man plünderte sie rein aus — sie konnten Gott danken, daß man ihnen das Leben schenkte, und schleppte sie nach Lissabon, von wo sie nach anderthalbjähriger harter Gefangenschaft im September 1810 nach England eingeschifft wurden. Das waren harte Tage für den ruhmbegierigen Wieland. „Wie oft,“ schreibt er von Lissabon, „wie oft habe ich an den Eisenstäben gerüttelt, die mich von der Freiheit trennten; wie ver„fluchte ich den gezwungenen Müßiggang und beneidete den Tagelöhner, der wenigstens im „Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen konnte. Und auf dem langen Krankenlager „— wie schlichen die Tage dahin! Wie oft mußte ich mir sagen, daß sie für mich verloren „seien, während bei der Armee ich mich hätte auszeichnen können. Und als man uns zwang, „trotz den Bestimmungen der Capitulation, in ein englisches Schiff zu steigen, da stachelte „uns die Verzweifelung an, die wachhabenden Offiziere mit den bittersten Verwünschungen zu „überschütten; allein was nützte es?“

Eintritt in den französischen Generalstab.

Die Gefangenschaft in England dauerte bis zum October 1812, wo es ihm durch seine Verbindungen als Freimaurer gelang, in Begleit eines anderen Schweizeroffiziers auf einem Schiffe nach Norwegen zu entfliehen, und nach manchen Fährlichkeiten endlich im Dezember das Depot seines Regimentes zu erreichen. Im Frühjahre 1813 marschierte er mit dem Kriegsbataillon desselben, in der Halbbrigade AbYberg, nach Holland. Hier nun bot ihm einige Monate später General Amey die Stelle seines ersten Adjudanten an; freudig trat Wieland auf diesen Vorschlag ein, überzeugt, daß der Dienst im Generalstabe für seine Ausbildung nutzbringender sein werde, als derjenige in den so sehr zusammengeschrumpften Schweizerregimentern. Es bot derselbe auch reichlich Gelegenheit, nicht bloß in den organisa-

torischen Arbeiten, sondern auch in der Leitung des kleinen Krieges gegen die feindlichen Streifkorps sich Kenntnisse zu erwerben. Nach der Eroberung Hollands durch die Verbündeten erhielt General Amey den Befehl über die zweite Division des Korps von Macdonald, welche an allen Kämpfen gegen die rasch vordringenden Preußen unter York Theil nahm. Nach dem hitzigen Gefechte bei Lachaussée, in der deutschen Armee unter der Bezeichnung „die lange Attake" berühmt, zum Chef de Bataillon im Generalstabe befördert, zeichnete sich Wieland bei den Treffen von Chateau Thierry, wo er die Brücke in die Luft sprengen ließ, und bei La Forté sous Jouare aus; hier hatte er mit einigen hundert Mann bis Mitternacht das Vordringen der Feinde aufzuhalten. Die Division, welche bis auf diese Zahl zusammengeschmolzen war, nahm, durch Nationalgarden wieder ergänzt, kurze Zeit darauf an der Schlacht bei Montereau Theil. Napoleon, während derselben einige Trupps unbewaffneter, halb uniformierter Soldaten wahrnehmend, die zu der Division Amey gehörten, ließ Wieland zu sich bescheiden und fragte ihn, was dieß für Leute wären. „Sire, es sind Nationalgardisten und Conscribierte, denen wir aus Mangel an Waffen noch keine Gewehre haben geben können," lautete Wielands Antwort. „Bewaffnet sie morgen mit zusammengelesenen württembergischen Gewehren!" erscholl der Befehl des Kaisers, welcher auch am folgenden Tage pünktlich ausgeführt worden ist. Die Unterredung hatte in der Nähe einer Abtheilung von Grenadieren der alten Garde stattgefunden, die sich vergnügten, ein altes „Murrlied" zu singen:

Il nous appelle ses enfants
Et nous laisse mourir comme les autres.

Nach der Schlacht bei Arcis sur Aube, wo sie mitgefochten, wurde die Division Amey nach Sezanne beordert, gerieth aber auf diesem Marsche bei Ferre-Champenoise zwischen die Massen der Blücher'schen und Schwarzenberg'schen Armeen und wurde nach einem verzweifelten Widerstande von neun Stunden schließlich durch das feindliche Geschütz niedergeschmettert und durch die Cavallerie zusammengehauen. Wieland, der in dem Quarré, welches bis zuletzt Stand hielt, gefochten hatte, empfieng eine schwere Wunde am Kopf und blieb besinnungslos auf dem Schlachtfelde liegen, während dessen er von den Kosacken ausgeplündert wurde. Sobald er aus der Betäubung erwachte, raffte er sich auf und schleppte sich in das Hauptquartier der Monarchen, welche dem Gefechte beigewohnt hatten und nun des Verwundeten sich annahmen. Nach seiner vollständigen Genesung folgte er seinem Generale, der das Kommando einer sog. Territorial-Division im Innern Frankreichs übernommen hatte. Er verblieb als Offizier im französischen Generalstabe in dieser sehr zurückgezogenen Stellung auch während der kurzen Herrschaft Napoleons im Jahre 1815, ohne an dem Kriege Theil zu nehmen. Die Wiederherstellung des bourbonischen Königsthrones machte seiner kurzen, aber glänzenden Soldatenlaufbahn ein Ende: er hätte, um fernerhin in der französischen Armee dienen zu können, auf sein Schweizerbürgerrecht verzichten müssen, und hiezu konnte er sich nicht entschließen. Für einen jungen Mann, der, kaum 24 Jahre alt, bereits den

Rückkehr ins Vaterland.

Rang eines Oberstlieutenants bekleidete und welchen zwei Orden schmückten, war es eine harte Aufgabe plötzlich aus dem Geräusche der Feldlager, aus dem aufregenden Treiben der Hauptquartiere sich in die ruhige Stille, in das einförmige Leben einer kleinen Stadt finden zu müssen. Es kam auch Wieland recht sauer an und viele Ergüsse in seinem Tagebuche schildern seine düstere, trübe, fast verzweifelte Stimmung während mehreren Jahren. Längere Zeit trug er sich mit Selbstmordgedanken; aber seine bessere Natur errang den Sieg in diesem schweren Kampfe und er schloß diese Periode mit den schönen Worten ab: „Ich kann meiner „armen Mutter einen solchen Schmerz nicht bereiten. Vorwärts ins Leben."

Polizei-Director.

Im Jahre 1816 war ihm Seitens der Regierung von Basel die neugeschaffene Stelle eines Polizeidirectors des Kantons übertragen worden. Mit ganzer Energie widmete er sich der Organisation des Polizeidienstes, welcher bisher auf einer sehr niedrigen Stufe gestanden, so daß Alles von Grund auf neu geordnet werden mußte. Es gelang ihm auch bald, den Kanton von herumstreifendem Gesindel zu säubern. Aber auf die Länge vermochte diese Thätigkeit ihm nicht die gewünschte Befriedigung zu gewähren, namentlich da es an Reibereien mit Behörden und Privaten nicht fehlte, wenn er in jugendlichem Feuereifer allzurasch einschreiten wollte. „Hol der Teufel die Polizei," hieß es daher am Schlusse des Jahres 1820 im Tagebuche, „oh wär ich noch bei Napoleon."

Doch dieses Versenken in die Erinnerung früherer ansprechenderer Verhältnisse, dieses schwächliche Schmollen und Grollen mit dem Schicksale entsprach seinem gesunden Blute nicht; er mußte lebhaften Antheil nehmen an den Fragen, die das Wohl seines Vaterlandes, namentlich die einheimischen Militäreinrichtungen betrafen, und seine reichen Kenntnisse in dessen Dienste verwenden. Im Jahre 1821 veröffentlichte er eine kleine Schrift: „Ueber die Bildung der eidgenössischen Streitkräfte," welche nicht ermangelte, sofort Aufsehen zu erregen. In scharfen Umrissen entwickelte er den Plan der Bildung eines Bundesheeres von 66,000 Mann, dessen zweckmäßigste Bewaffnung, Ausbildung und Verwendung in einem Kriegsfalle. Mit begeisterten und damals zündenden Worten betonte er die Möglichkeit mittelst eines solchen Heeres, wenn nicht zu siegen, so doch jede Unterdrückung zu verhindern. „Die Losung des freien „Mannes," schreibt er, „geht dahin: der eigenen Faust zu trauen, — durch eigene An„strengungen das köstliche Erbe der Väter, die Nationalfreiheit zu erhalten — und wir „können es, wenn wir recht ernstlich wollen."

Militärischer Schriftsteller.

Um die Bedeutung dieser letzteren Worte in der damaligen Zeit richtig zu würdigen, müssen wir uns in dieselbe zurückzuversetzen suchen. Jene Generation hatte einen der grösten Feldherrn der Weltgeschichte, umgeben von tüchtigen, tapfern Generalen, unterliegen sehen; die zahllosen, prächtig ausgerüsteten Armeen, die gegen ihn fochten, waren vor ihr vorbeigezogen, noch klang in ihren Ohren die Musik der schönen Garderegimenter, wie das Getöse der gewaltigen Artillerieparks, und nun — wenn sie die heimischen Milizen betrachtete, oft phantastisch aufgeputzt, mangelhaft ausgerüstet und mangelhaft ausgebildet, mußten da nicht gerechte Zweifel in ihr aufsteigen, ob die darauf verwendeten Ausgaben nicht unnütz weg-

geworfenes Geld seien? Ob diese Leute auch im Stande wären, einem Feinde die Spitze zu bieten? Auf diese ängstlichen Fragen antwortete nun Wieland, seine Behauptungen durch geschichtliche Erörterungen beweisend, keck und bestimmt: „Ja, es ist dieß möglich, wenn wir „Widerstand leisten wollen, wenn wir einig sind und wenn wir unser Wehrwesen so voll„kommen, als unsere Kräfte es uns gestatten, ausbilden.“ Und seinen Vorschlägen konnte im Wesentlichen der Vorwurf nicht gemacht werden, daß er mit den gegebenen Verhältnissen nicht rechne; im Gegentheile, er bemühte sich nachzuweisen, daß Vereinfachungen mannigfacher Art, namentlich in den Reglementen, könnten durchgeführt werden. Die in Frankreich bei den rasch zusammengetriebenen Nationalgarden gemachten Erfahrungen kamen ihm hier wesentlich zu Statten. Aber er war nicht einer jener Männer, die sich die Zeit damit vertreiben, theoretische Systeme aufzustellen, diesen zu Liebe alles Gegebene auf den Kopf zu stellen suchen, nur solches für gut und für zweckmäßig anpreisen, was anderwärts geschieht, ohne Rücksicht auf die heimischen Verhältnisse, auf den Charakter und die Gebräuche der Nation. Im scharfen Gegensatze zu solchen Träumern betonte er die Nothwendigkeit, daß die Organisation sowohl, als die Vorschriften der Reglemente und die Verwendung der Truppen im Kriegsfalle, dem Lande und dem Volke soweit immer möglich angepaßt werden müssen. In einem bald nachher erschienenen Schriftchen: „Die schweizerische Neutralität und die Mittel ihrer Erhaltung,“ und namentlich in seinem 1825 erschienenen Hauptwerke: „Handbuch für Schweizer-Offiziere,“ führte er diese Sätze näher und bestimmter aus. An dieses letztere reihte sich in zwei Bänden eine „Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rhätien“ an, in welcher die Kriegsgeschichte der Schweiz von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815 auf sehr faßliche und gründliche Weise dargestellt wird, und die bis heute, unseres Wissens, durch kein anderes ähnliches Werk ersetzt worden ist.

Das „Handbuch“ ist ein umfassendes Lehrbuch der Kriegswissenschaft, namentlich für Truppenoffiziere bestimmt, das den Bedürfnissen der damaligen Zeit vollständig entsprach und eigentlich bis zur Stunde nicht ganz ersetzt worden ist. Der Hauptwerth dieses Buches dürfte darin bestehen, daß die verschiedenen Fälle eines Angriffes Seitens benachbarter Staaten erörtert und unter genauer Beschreibung der Bodenverhältnisse die Möglichkeit einer Vertheidigung und eines erfolgreichen Widerstandes nachgewiesen wird, wobei Wieland allerdings, unter dem frischen Eindrucke der Erlebnisse in Spanien, großes Gewicht auf eine Unterstützung der Bundesarmee durch die ganze Bevölkerung legte, von dem gewiß richtigen Satze ausgehend, daß ein Volk, welches auf solche Weise für seine Freiheit einstehe, nie vollständig unterjocht werden könne. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, gesunde Begriffe über die Kampfweise zu verbreiten, die allein Erfolg versprechen würde, und jene Träume zu bekämpfen von der Möglichkeit, in behaglicher Beschaulichkeit feindlichen Angriffen durch die Kugeln der Scharfschützen zu widerstehen.

„Wenn wir den eidgenössischen Kampfmitteln,“ sagte er, „einen wesentlichen Vortheil „zusichern wollen, so müssen wir die Mannschaft mit dem Gebrauche der Handwaffen wohl

„vertraut machen, ihr dadurch den Muth einflößen, sich dem Gegner herzhaft zu nähern, „diesem die Bajonetspitzen der Infanteriemassen und das nahe, wirksame und mörderische Feuer „der leichten Infanterie fühlen zu lassen; wir müssen die Schweizersoldaten mit dem Gedanken „vertraut machen, daß ihre Stärke in lebhaftem Anfall besteht und daß sie den Kampf in „der Nähe zu entscheiden wünschen sollen, weil nur auf diese Art der Feind wirklich zersprengt „und vernichtet werden kann; mit einem Worte, wir müssen die Streitkräfte zu einem Be„wegungskriege vorbereiten und alle Mittel klug benützen, um eine solche Nationaltaktik bei „dem vaterländischen Heere einzuführen."

Wohl mögen diese Worte jetzt, wo die Waffentechnik einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, nicht mehr die nämliche Bedeutung haben, wie damals; aber für alle Zeiten und für alle Verhältnisse bleibt seine Forderung von Gewicht, daß die Vertheidigung möglichst activ, durch eigene Angriffe gegen den Feind, nicht durch ängstliches sich Vergraben in Stellungen zu suchen sei. — In mehr als einem Punkte aber eilte er seiner Zeit weit voraus; brauchte es doch volle 30 Jahre, bis die von ihm dringend anempfohlenen Vereinfachungen in den Reglementen, und 35 Jahre, bis die von ihm befürwortete Bewaffnung und Ausrüstung der Offiziere und Soldaten eingeführt wurden. Wir können diese Citate nicht schließen, ohne des schönen Ideals zu erwähnen, welches Wieland von einem eidgenössischen Obergenerale entwirft; „Hiezu gehört," schreibt er, „ein geprüfter Vaterlandsfreund, ein „Mann von ritterlichem Sinne, der wahren Schweizergeist mit wissenschaftlicher Ausbildung „vereint, der als Bürger und Soldat seinen Amtspflichten Genüge zu leisten Kraft und „Willen hat; kalt in der Berechnung, feurig und unverdrossen in der Ausführung eines aus„gedachten Planes, mit Geistesgegenwart in der Minute, mit Scharfblick für die Zukunft, „mit Kenntniß des Kleinen, aber mit beständiger Ansicht der Dinge im Großen, — ein „Krieger, der Erfahrung und Weltkenntniß besitzt. Kriegsgenie wird angeboren, muß aber „durch Studien geformt und durch Erfahrung vermehrt werden."

In solcher Weise werden alle Lehren, sowohl die der Elementartaktik, als die der Führung der Truppenkörper, klar und bestimmt ausgesprochen, dem Leser in einer Sprache vorgetragen, wo fast jede Zeile die patriotische Begeisterung bekundet, welche dem Schreibenden die Feder in die Hand gedrückt. Man war damals noch nicht durch Fest- und andere Programme aller Art, in welchen von Freiheit und Vaterland gesprochen wird, so blasiert, wie es leider jetzt durchschnittlich der Fall ist. Man fühlte sich gehoben durch eine Sprache, die rasch zum Herzen drang und dort lebendigen Widerhall fand, weil sie schlummernde Kräfte wach rief. Bald wurde Wieland ein Liebling seiner Nation, und Zschokke in seiner etwas überschwänglichen Weise rief aus: „Ein Schweizeroffizier braucht in Zukunft nur zwei Bücher zu lesen, die Bibel und Wieland." Von welcher Bedeutung aber diese Schrift für die damalige Jugend gewesen, das bekundete noch jüngst der treffliche Nestor unserer Armee, Oberst Egloff, als er in zahlreicher Versammlung betonte, wie vieles er ihr zu verdanken habe.

Im Jahre 1822 ernannte ihn die Tagsatzung zum Oberstlieutenant im Generalstabe.

Allerhand Intriguen hatten bis jetzt seine Wahl verhindert; denn sie war kein Avancement, da er aus dem französischen Generalstabe mit diesem Grade sechs Jahre vorher ausgetreten war. Bald wurde der im letztjährigen Neujahrsblatte oft erwähnte Oberst Finsler auf ihn aufmerksam und übertrug ihm in der Folge zahlreiche Recognoscierungen an den Grenzen unseres Vaterlandes. Während mehreren Sommern bereiste er in Begleit seines ausgezeichneten Adjudanten, des nachmaligen Oberstlieutenants Wilhelm Geigy von Basel, die Schweiz, und legte seine Beobachtungen, seine Vorschläge über die zweckmäßigste Vertheidigung der besichtigten Landesstrecken in umfangreichen, mit schönen Plänen von der Hand Geigys geschmückten Berichten an die oberste Militärbehörde nieder. Als auf die Anregung des Obersten Hans Wieland im Jahre 1860 das eidgenössische Stabsbureau geschaffen wurde, bildeten jene Arbeiten so ziemlich den Grundstock der bezüglichen Abtheilung desselben, und fast unmittelbar daran reihten sich diejenigen des Neffen. Eine dieser Reisen hat Wieland in seinem Schriftchen: „Mein Sommer 1826" erzählt, in welchem in sehr lebendiger und ansprechender Weise Berichte über Reiseerlebnisse, mit geschichtlichen und militärischen Notizen und Erörterungen abwechseln. Und neben allen diesen Beschäftigungen fand er noch Zeit, regelmäßig während der Winter dem hiesigen Offizierskorps Vorträge zu halten, auf deren Ausarbeitung er vielen Fleiß und viele Mühe verwandte.

Seinen Glanzpunkt erlebte er im Jahre 1828, wo er in dem Uebungslager von Wohlen eine Brigade zu kommandieren hatte. Er konnte nun endlich seine Theorien über die Truppenführung zur Anwendung bringen und wieder inmitten von Soldaten einige Tage verleben. Allen Berichten nach muß auch sein Kommando sehr vortheilhaft von demjenigen der anderen Brigadechefs abgestochen haben. Unter seinen Befehlen herrschte reges, frisches Leben, da er alle Paradeübungen, namentlich alle Linienbewegungen verschmähend, nur solche ausführen ließ, welche im Kriege auch angewendet werden. Und so oft als möglich trat er in persönlichen Verkehr mit seiner Mannschaft; jeweilen vor einer Uebung suchte er in kurzen Zügen deren Zweck ihr begreiflich zu machen, und statt daß der Tagesbefehl beim Dienst-Antritt oder Austritt verlesen wurde, versammelte er die Bataillone und richtete eine feurige Ansprache an sie. Des Abends aber suchte er, was damals ein ungewohntes Ereigniß war, die Offiziere um sich zu vereinigen, wo die Erinnerungen an Spanien bei einem Glühweine aufgefrischt wurden, den Hauptmann Th. von Basel, einer der wenigen noch lebenden Offiziere jener Tage, auf meisterhafte Weise zu brauen verstund. Kein Wunder daher, daß damals Alle, nur nicht die Allerhöchsten, für ihn begeistert waren, der die Eigenschaften eines vorzüglichen Truppenführers mit denjenigen eines liebenswürdigen Kameraden auf eine seltene Weise verband. Seine hohe, imponierende Gestalt, die in der damaligen Uniform mit weißen Hosen und hohen Stiefeln noch mehr gehoben wurde, sein durch eine starke gebogene Nase und zwei fest und lebendig blickende Augen ausgezeichneter Kopf, namentlich aber sein anregender, frischer, durch französische Feinheit und Höflichkeit gewürzter Umgang bewirkten, daß er auf Alle, die in seine Nähe kamen, einen unauslöschlichen Eindruck machte.

Uebungslager in Wohlen.

Aber es war ihm nicht vergönnt, diesen Ruf, diese Achtung und Liebe allerwärts bis zu seinem Lebensende zu genießen, oder gar noch Höheres für sein liebes schweizerisches Vaterland zu leisten; wiederum, wie 1815, stürzten äußere Verhältnisse ihn von der Sprosse hinunter, welche er mit Mühe und Anstrengungen aller Art erklommen hatte. Es brach die Revolution von 1830 aus; Wieland glaubte eifrigen Antheil an dem Kampfe für die vermeintlichen Rechte seiner Vaterstadt nehmen zu sollen, er wurde zum Anführer einiger Ausfälle der baslerischen Bürgerschaft ernannt, deren schwere Verantwortlichkeit ihm dann überbunden wurde, obschon seine Rathschläge bezüglich deren Anordnung selten waren beachtet worden und er die Sorglosigkeit, mit welcher man auszurücken pflegte, nicht billigen konnte; man griff ihn auf schonungslose Weise in der Presse als Parteimann an und vergaß alle seine bisherigen Leistungen. Unter diesen herben Kämpfen brach seine Gesundheit rasch zusammen. Im März 1832 ergriff ihn ein hitziges Fieber und nach wenigen Tagen wurde er, kaum 41 Jahre alt, dahingerafft, wohl eines der edelsten Opfer unserer unseligen Parteikämpfe.

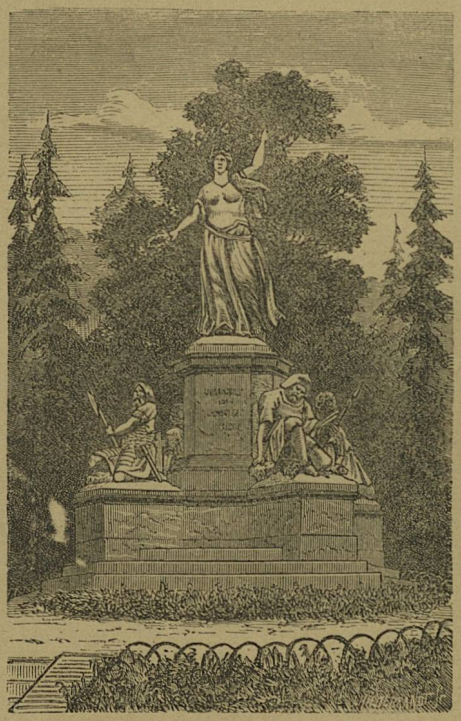
Wie aber überhaupt jedes Streben nach einem Ideale bei allen Enttäuschungen, welche es zur Folge hat, seine reichen Früchte trägt, so darf auch von dem Wirken Wielands gesagt werden, daß es nicht ein vergebliches gewesen. In manchem Jünglingsherzen ist durch ihn das Feuer der Vaterlandsliebe zur erwärmenden Flamme angefacht worden, und dieß ist wohl der schönste Lohn, welcher ihm hat werden können.

Anmerkung. Es ist nicht Sitte bei unseren Neujahrsblättern, die Quellen zu bezeichnen, aus welchen geschöpft worden ist. Hier gebietet der Anstand, sowie die Pflicht der Dankbarkeit, es auszusprechen, daß dieser Darstellung mehrfach die trefflichen Neujahrsblätter der Zürcher Feuerwerker-Gesellschaft zu Grunde gelegt worden sind, eine überaus verdankenswerthe Fundgrube unserer schweizerischen Kriegsgeschichte.

XXIX. *1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
XXX. *1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
XXXI. 1853. (Burckhardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb v. Froburg.
XXXII. 1854. (Burckhardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
XXXIII. 1855. (Hagenbach, K. R.) Die Bettelorden in Basel.
XXXIV. 1856. (Burckhardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städte-Bund.
XXXV. 1857. (Arnold, W., Prof.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
XXXVII. 1859. (Vischer, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karl's IV.
XXXVIII. *1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1349—1400.
XXXIX. *1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel. 1400—1430.
XL. *1862. (Hagenbach, K. R.) Das Basler Concil. 1431—1448.
XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
XLII. *1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
XLIII. 1865. (Vischer, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
XLIV. 1866. (Frey, Hans) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
XLVI. 1868. (Hagenbach, K. R.) Johann Oekolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in zwangloser Reihenfolge.

XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.
XLVIII. *1870. (Wieland, Carl) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.
XLIX. 1871. (Wieland, Carl) Dasselbe. Zweiter Theil.
L. *1872. (Vischer, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechzehnten Jahrhundert.
LI. 1873. (Vischer, W.) Das Karthäuser Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
LIII. 1875. (Stähelin, R.) Karl Rudolf Hagenbach.
LIV. 1876. (Frey, Hans) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798.
LV. 1877. (Frey, Hans) Basel während der Helvetik. 1798—1803.
LVI. 1878. (Wieland, Carl) Basel während der Vermittlungszeit. 1803—1815.

Diese Neujahrsblätter, mit Ausnahme der vergriffenen Jahrgänge, können in **C. Detloff's** (ehemals Bahnmaiers) Buchhandlung, Freiestraße Nro. 40, bezogen werden, und zwar:

1) bis zu Nro. 54: ohne Goldschnitt zu Fr. 1. —, mit Goldschnitt Fr. 1. 50.
2) von Nro. 55 an: „ „ „ „ 1. 25, „ „ „ 1. 75.